

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1861)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656024>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Hintenden Boten Neujahresgruß.

Da komm' ich alter Bot schon wieder,
Bin weit herum gereist,

Und setze dießmal müd' mich nieder
An Leib und Seel' und Geist.

Mag Mancher in dem Sturm der Welt
Erst finden sein Behagen,

Ich, dem die Tage sind gezählt,
Mag ihn kaum mehr ertragen.

Was das jetzt für ein Reisen ist!
Man darf's kaum mehr so nennen;

Dahin sind Ruhe, Rast und Frist,
Es ist nur noch ein Rennen.

Lyon, Paris, Hamburg, Berlin,
Oestreich, Rußland und Polen! —

Wer solche Fahrt sonst trug im Sinn,
Ließ den Notar erst holen:

Jetzt heißt es kurzweg „eingestiegen“!
„Vorwärts“! — Es pfeift und zischt

Und dampft und stampft, und fort im Fliegen
Sind Zeit und Raum verwischt.

Da frühstückt ihr im Nachtquartier,
Schlaft erst nach hundert Stunden,
Und eine Woche Wegs seht ihr
In einem Tag verschwunden.

So trug der Dampf mich selber fort, —
Ich muß ihn dennoch loben, —

Im Sturme rasch von Ort zu Ort,
Bis mir das Jahr verstoßen.

Jetzt will ich euch in aller Ruh,
Was ich erlebt berichten,

Denk' Jeder seinen Theil dazu,
Ihn soll d'rum Niemand richten.

Da sah ich durch das schöne Land,
Wo die Citronen blüh'n,

Den Freiheitsmann mit kühner Hand
Des Schwertes Furchen zieh'n;

Ob ihn begreife die Nation,
Für die er alles wagt;
Ob Dank er erndte oder Hohn:
D'rob hat's noch nicht getaget;
Genug, er handelt wie er denkt,
Und kümmerst sich d'rum wenig,
Seit ihm die Heimath weggeschenkt
Sein eigener Herr und König.

Und dort in jenem heil'gen Lande,
Wo Christus einst gelehrt,
Da sind gelöst der Ordnung Bande,
Dort wüthet Feu'r und Schwert.
Da hört' ich laute Jammertöne
Von Angst und Herzeleid,
Geraubter Frauen, Töchter, Söhne,
Vertretner Christenheit;
Und sah dann in den Divan fahren,
Mit Orden breit und groß,
Und diplomatischem Gebahren,
Engländer, Ruß, Franzos;
Die fahren heut' noch hin und her,
Im Dienst der Majestäten,
Und heut' noch „wächst kein Grassalm
mehr,
„Wohin der Türk' getreten.“

D'rauf, wo die Sonne untergeht,
Sah ich den Storch der Fabel,
Wie er auf großem Fuße steht,
Mit blutig rothem Schnabel;
Von einer stolzen Nation

Zum Herrscher auserkoren,
Trägt er jetzt jene Kaiserkron',
Die einst sein Oh'm verloren.
Von dort wirft er den mächt'gen Blick,
Ringsum nach Nachbarreichen.
Wie lang' soll noch die Welt zurück
Vor seinem Arme weichen?

D'rauf kam ich in das Land der Fürsten
— Wohl duzendweis an Zahl, —
Bernahm, wie ihre Völker dürsten
Nach Freiheit allzumal;
Doch weil der Quell dort noch so theuer,
So harren sie in Ruh',
Begnügen sich mit Schillerfeier
Und trinken Bier dazu.

Noch wüß' ich manches zu erzählen
Von Völkern hoch im Nord,
Doch will ich es euch nicht verhehlen:
Es zog mich heimwärts fort.

Nun laßt daraus zur Lehr' euch dienen:
Blas't nie, was euch nicht brennt;
Traut keines Mächt'gen Freundschafts=
mienen;
Liebt treu, was ihr bekennet;
Und aus des großen Dichters Werken
Wollt ihr euch noch zum Schluß
Das: „Einig! Einig! Einig!“
merken,
Dieß ist mein Botengruß.

Einiges über Erziehung.

(Fortsetzung vom Jahr 1860.)

VI. Artikel.

Höchst schädliche Schulgespräche.

Vater. Warum kunist de so spät hei, Rudi?

Rudi. Der Schulmeister het mi mache dinne z'blibe.

Vater. Säg d'Wahrheit, Bueb! Gell, du hesch aber g'stöcklet ufem Heimweg?

Rudi. S'isch g'wüß nit wahr; süsch fraget die Andere. I ha umme eim e chlei öppis Wüsts ag'worfe; d'rum het er mi dinne b'halte.

Mutter (seine Partei nehmend). s'isch si de wohl der Werth g'si!

Rudi (schon dreister). Wie dä o mit mer g'macht hett! I ha g'glaubt es gäb Schläg.

Mutter. Hätt' er der umme-n-öppis tha, so wege-n-er Baggittel; er hätt' de g'wüß öppis vo mer verno!

Vater. Das wär g'rad recht g'si. Was treit doch das Tüfels Dinneblibe ab? — G'schsch, jey het der Bueb aber e ganzi Stund versumt, wo mer ne deheim z'bruche hätte. E tolle Chlapf soll er der gä, wenn de öppis Nütznuzigs machsch; aber vo Dinneblibe wott i nüt meh wüße. Du chast ihm's umme morn grad säge, daß i das absolut nit meh so will.

Mutter. Bis doch g'schid, Alte! All Lüt säge ja, wie der Schulmeister so streng und so taubfüchtig sig, und du witt ihm no Befehle, daß er der Rüdeli prügli?! So chönnt' er ne ja dumm un lahm schla,

wenn er si nüt vor üs z'scheniren hätt', das chönnt sufer use cho.

(Der Rüdeli hört alles.)

Vater. Was geit di das a? Du muesch emel bis Muul in Alls ihe henke. I wott, daß der Schulmeister mi Bueb abschläzi, wenn er's verdienet het, so wie-n-is deheim o mache; aber vo Dinneblibe wott i absolut nüt meh wüße.

In einer andern Familie im gleichen Dorf.

Mutter (zum Röseli, das weinend aus der Schule heimkommt). Was isch, Röseli? Warum brieggisch?

(Das Röseli kann vor Schluchzen nicht antworten.)

Vater. Säg du's, Hansli, warum briegget's? Hesch du-n-ihm öppe-n-öppis z'Veid tha?

Hansli. Nei, aber der Schulmeister het ihm d'Ruthe gä.

Vater. Jä, was hesch g'macht, Röseli?

Röseli (schluchzend). I — ha — nüt g'mach — t —

Mutter. I glaubes emel nit, daß es öppis Schlimms g'macht heig; es folget ja deheim geng so brav.

(Das Röseli schnüpfet schon stärker.)

Vater. Red' du, Hansli, wie ist das gange?

Hansli. I weiß näne selber nit recht. I glaube, s'Röseli heig g'flapperet un du het's du Nachburs Lisi verchlagt, und du ist der Schulmeister cho, und het dem Rösli g'rad uf d'Finger gä. Aber dem Lisi het er nüt tha, un's het doch meh g'flapperet g'ha weders Rösli.

Größere Tochter. 's Lisi ist d'rum es richs Buretöchterli; dem darf der Schul-

meister nüt thue, süsch wär' er am Neujahr um d'Züpfen un um's Rüppstücki erfrore. I b'jinne mi o no, wie n-er's g'macht het, wo n-i z'Schul gange bi.

Mutter. 'S isch doch i der Höll nit Recht, wenn so unwatligi richi Flengge, wie Nachburs Lisi o eis isch, ung'straft düre schlüfe, un geng ume die ärmere Chinder müsse darha. (Voll Mitleid) Chum du zu mir, Röseli. (Es kömmt ihr auf den Schoos).

Vater. E, 's wird chuum ganz dem also sy. D'Rinder schwäze gar mengs.

Mutter (dem Röseli die Finger beschauernd). Er mueß's doch uvernünftig zwickt ha; sini Fingerli si ja no jetz ganz roth un voll Schnatten. Daß mer doch so ne Schulmeister hei, der nüt Bessers weiß, als d'riz'schla, un d'Rinder nit öppe-n o i der Liebi cha warne!

Vater. Ja das isch e leidigi Sach, das Schla! Wenn er Chinder, die öppis verfehlt hei, miech dinne z'bliche, oder sie durch Abesetze a der Ehr strafti, wie's anderi vernünftigi Schullehrer mache, su wär's no azneh. Aber dā wäg wot is nümme mit ihm; er soll mer mini Chinder nit bihandle wie n-es Uvernünftigs. Das het e fei Manier."

So habe ich in X. die Leute reden hören, und so reden und meinen und denken sie noch an gar manchem andern Orte. Ich muß ein Wort darüber sagen.

Erstlich bemerke ich, wie unverständlich diejenigen Eltern sind, die vor den Kindern über ihren Lehrer schmälen, ihn taub-süchtig, parteiisch, hochmüthig, ja gar ungeschickt und einfältig nennen. Wie ist es denn möglich, daß die Kleinen ihn achten und lieben und ihm gern gehorchen können? Selbst dann, wenn der

Lehrer im Fehler ist und Tadel verdient, erfordert die Klugheit, daß man ihn nicht vor den Kindern ausmache, sondern im Gegentheil ihn in Schutz zu nehmen suche. Das ist sonnenklar.

Zweitens bemerke ich, wie viele Eltern darin fehlen, daß sie Jahr aus Jahr ein nie die Schule besuchen, um da mit eigenen Augen zu sehen, wie es der Lehrer macht; daß sie sich selten oder nie mit ihm über ihre Kinder besprechen, ihn nichts fragen von dem Betragen der Kinder in der Schule, und ihm nichts mittheilen von ihrem Benehmen zu Hause. Ja viele Eltern kennen die Schule nur nach dem, was die Kinder daraus schwazen, und obschon sie wissen, wie ungereimt derselben Geschwätz gewöhnlich ist, so glauben sie ihm doch oft bis auf's Pünktlein, besonders wenn das über alle Maßen liebe Kind klagt und weint; dann untersuchen sie nicht lange, sondern sie haltens gleich mit den Jungen, wie oben die Mutter mit dem Röseli, und es wird über den armen Lehrer hergefahren, obschon dieser oft ganz unschuldig wäre und sehr Recht hätte, wenn man's näher untersuchen wollte.

Drittens beherzige man doch die Noth, in welcher sich der Lehrer in Hinsicht der Art und Weise zu strafen befindet. Einige Eltern, die in ihrer Jugend tüchtig geschlagen worden sind, und keine andere zweckmäßige Strafe kennen, verlangen, daß der Schulmeister ihre Kinder mit Ruthe und Stock strafe; andere Eltern, die nicht so grober Art sind, oder aus Affenliebe gegen ihre Kinder, ihnen selbst Alles nachsehen, meinen, der Lehrer solle kein Kläpflein aus-theilen, wie groß der begangene Fehler auch sei; dafür müsse er aber die Kinder bei der

Ehre zu nehmen suchen, und sie durch Beschämung vom Bösen abhalten und bessern. Noch andere meinen, der Lehrer solle ein Herrenmeister und ein Engel, alles in einer Person sein, und sie sagen, ein rechter Lehrer brauche des Strafens nicht, die Kleinen gehorchen ihm sonst. Was soll der Schulmeister in dem Falle machen? Berücksichtigt er die Meinungen der Leute, so hat er fast für jedes Kind ein eigenes Gesetzbuch nöthig; folgt er nur seiner bessern Ueberzeugung, so läuft er Gefahr, daß ihm manche Eltern, eins mit den Kindern, einen Maulkrieg erklären, dessen größtes Unheil darin besteht, daß er keinen guten Einfluß mehr auf die Kinder haben kann.

Demungeachtet folgt doch ein vernünftiger Lehrer seiner guten Ueberzeugung. Er vermeidet es, zu strafen; er thut alles Mögliche, daß die Kinder dem Wort der Liebe gehorchen; er beschäftigt sie zweckmäßig und pflanzt ihnen Lust zum Lernen ein, zwei Dinge, wodurch die Kinder von so vielen strafwürdigen Fehlern abgehalten werden. Muß er aber strafen — und das muß jeder, so ist er nicht gleich mit Stock und Ruthe bereit dazu; denn mit dem beständigen Dreinschlagen richtet man nichts aus. Man sieht ja tagtäglich, wie gerade diejenigen Kinder, welche am meisten Schläge bekommen, auch die schlimmsten sind, wie sie alles Ehrgefühl verlieren, nach und nach verhärten, gegen Alles, sogar gegen die Schläge, gleichgültig werden. Der vernünftige Lehrer braucht lieber solche Strafen, wobei der Strafende und der Gestrafte nicht so leicht in Zorn und Uebertreibung gerathen, sondern wo der Gestrafte genöthigt wird, in sich selbst zu gehen und über seinen Fehler nachzudenken. Darum

straft er unter anderm auch Kinder, damit, daß er sie nach der Schule zurückbleiben (*dinneblibe*) läßt. Das ist gar nicht so unfein; wenn aber ein Vater darüber zu klagen Ursache hat, so sollte er nicht vor dem Bueb darüber lästern, sondern sich, wie in allen ähnlichen Fällen, mit dem Lehrer darüber zu verständigen suchen. — Auch den Ehrtrieb der Kinder benutzt er, um sie zur Artigkeit und zum Fleiße anzuhalten. Da geht er aber mit der größten Vorsicht zu Werke; denn es ist zu gewiß, daß der Ehrtrieb in unmäßigen Ehrgeiz ausartet, welcher Neid und Haß erzeugt, und zur Erreichung des Glanzes, wenn auch nur des falschen Glanzes, kein schlechtes Mittel zu schlecht findet. Es scheint vielleicht Manchem Nebensache; aber wahrlich, es ist hochwichtig, wie die Kinder in Bezug auf den Ehrtrieb behandelt werden; denn man blicke einmal in unser Volksleben hinaus: Warum wird so mancher mit irgend einer Ehre bekleideter Mann beneidet, gehaßt, verläumdert? Aus Ehrgeiz von Seite Anderer. Warum sind viele unwissende, untaugliche Männer zu hohen Ehrenstellen gelangt? Durch ihren Ehrgeiz und durch alle möglichen Mittel, leere Versprechen, Geld, Schmeichelei, Drohung u. s. w. Warum ist man überall so uneinig? Wieder größtentheils aus Ehrgeiz — jeder will die Ehre haben, daß es nach seinem Kopfe gehe.

Wie gesagt, der Ehrtrieb ist mit Maas zu wecken, aber eben so mag man sich hüten, denselben durch allerlei und häufige Schandstrafen ganz auszulöschen und aus den Kindern charakterlose, sklavisch gesinnte, für alles Höhere gleichgültige Menschen zu bilden. Darum sollen auch die

Schläge, eine Art Schandstrafe, in der Schule nur selten ausgetheilt werden, gleichsam nur in oberster Instanz, wenn sonst nichts mehr hilft. So lange aber so viele Eltern nur mit Schlägen zu strafen wissen, und diese so reichlich austheilen, kann kein Vernünftiger dem Schulmeister zumuthen, daß er den Stock wegschaffe, nein, so lange als zu Hause, wird der Stock in der Schule paradien müssen, und, wenn es nöthig ist, bei Kindern, die nicht hören können, bis sie gefühlt haben, das Ansehen des Lehrers und die Ordnung der Schule hauptsächlich helfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der kluge Wetterprophet.

„Herr Kantor, sagen Sie uns an —
Sie sind ein Mann von Jahren,
Ein weiser, hochstudirter Mann,
Und haben viel erfahren; —
Was wird's dieß Jahr für Wetter sein?
Soll man sich fürchten oder freu'n?“ —

„Seht, meine Herrn! ich muß zuvor
Die Sterne erst sondiren,
Deshalb belieben Sie vor's Thor
Mit mir nun zu spazieren;
He, Christoph, trag den Tubus nach;
Im Winkel steht er unterm Dach.

Nur stille, meine Herrn, nur still;
Werd' seht zu Werke schreiten; —
Ei, ei, der Stern Saturnus will
Mir gar nichts Gut's bedeuten;
Doch Venus in Quadrangulo
Die macht mich wieder frisch und froh.

Es läßt dieß Jahr sich trefflich an;
Viel Glück ist uns beschieden;

Und kommt dieß Jahr kein Krieg heran,
So bleibt es richtig Frieden.
Wenn ferners Alles wohl gedeiht,
Bekommen wir die beste Zeit.

Ein jedes Kind, das heur im Jahr
Geboren wird auf Erden,
Kriegt blondes oder schwarzes Haar,
Doch kann's auch anders werden;
Hat übrigens sein' eigne Gestalt,
Wenn's lang nicht stirbt, so wird es alt.

Der Frühling stellt zunächst sich ein —
Daran ist viel gelegen —
Sobald es aufhört Winter sein;
Vielleicht bringt er uns Regen;
Doch, wie's die Witt'ung manchmal treibt,
S'kann sein, daß es schön Wetter bleibt.

Geräth die Ausfaat, oder nicht? —
Davon die Sterne schweigen;
Ein Thor, der sich den Kopf zerbricht —
Im Herbst wird's sich zeigen;
Ich denke, daß die Saat geräth,
Wenn prächtig das Getreide steht.

Im Sommer — (lehrt mein Tubus mich)
Gibt's Wärme oder Hitze,
Und jedes Wetter bringt mit sich
Viel Donner und viel Blitze;
Die schlagen — wie kann's anders sein? —
In Häuser oft und Scheuern ein.

Im Herbst ist es nicht mehr so heiß
Auf Feldern und auf Straßen,
Und wie ich recht bestimmt es weiß, —
Sie können sich verlassen, —
Gibt's Weizen, Haber, Korn genug,
Sofern nicht fehl die Ernte schlug.

Rückt endlich dann der Winter an,
Der noch kein Jahr uns fehlte,
So gibt's, wie man sich denken kann,

Viel Schnee und große Kälte,
Die, wie es geht nun in der Welt,
Zuweilen steigt, zuweilen fällt.

So, meine Herrn, steht's nun dieß Jahr;
Auf's Jahr, wenn wir's erleben,
Will ich für billig Honorar,
Bescheid auf's Neue geben;
Jetzt können Sie nach Hause geh'n;
Ihr Diener bis auf's Wiederseh'n.

Schutz nützlicher Thiere.

Die sehr fühlbar gewordenen Verwüstungen, welche im Land-, Forst- und Gartenbau durch schädliche Thiere herbeigeführt worden, haben in neuester Zeit mehrere sachkundiger Hand geflossene kleinere Schriften veranlaßt, worin der Landmann zum Schutze nützlicher Thiere auf das angelegentlichste ermahnt wird.

Der Mensch dünkt sich als Herr der Schöpfung stark genug, allen seinen Widersachern gewachsen zu sein, und doch kann ihm eine kleine Maus, eine ihm ganz unbekannte Motte einen so empfindlichen Schaden zufügen, daß er wohl daran thut, sich treue Bundesgenossen in der Natur selbst zu suchen. Wie sollte der Mensch aber auch allein fertig werden mit den Mäusen, wenn diese, wie uns erzählt wird, in solcher Menge auftreten, daß auf einem einzigen Rittergute unweit Breslau im Sommer 1857 binnen 7 Wochen über 200,000 Stück und im Jahr 1853 auf einem einzigen Klee Schlag der Domäne Hohenheim von 18 Morgen 18,000 Mäuse gefangen wurden!

Gegen solche Landplagen kann der Mensch allein sich nicht schützen, die Natur selbst muß die Heilmittel bieten und stellt auch das Gleichgewicht wieder her, wenn der

Mensch nur nicht durch jahrelange verkehrte Maßregeln es zu vereiteln trachtet.

1. Unter den Säugethieren werden in jenen Schriften als nützlich namentlich aufgeführt:

1) Die Fledermaus, welche sich nur von Insekten nährt, die in der Abenddämmerung oder zur Nachtzeit umherfliegen, und welche insbesondere den Maikäfern und den Schmetterlingen der für Eichenwaldungen so sehr gefährlichen Prozessionsraupe nachstellt.

2) Die Spitzmaus, welche sich durch den langen spitzen Kopf und die rüsselartige Schnauze von der Feld- und Hausmaus sehr bestimmt unterscheidet und täglich doppelt so viel Würmer, Larven und Insekten verzehrt, als sie selbst wiegt.

3) Der Maulwurf, der 3—4mal so viel an Engerlingen vertilgt, als er selbst schwer ist und der auch Mäuse und selbst junge Ratten frisst. Der Verfasser der Schrift bekämpft das Vorurtheil welches dem Maulwurf das Verzehren von Pflanzenwurzeln andichtet, indem er bemerkt, daß dieses Thier überhaupt keine vegetabilische Nahrung zu sich nimmt und nur beim Graben seiner Gänge Pflanzenwurzeln zufällig beschädigt oder zerreißt, während es andererseits, wie schon erwähnt durch das Vertilgen von — der Landwirthschaft schädlichen — Thieren ungleich mehr Nutzen stiftet.

4) Der Igel, der von Mücken und Insekten (Larven, Schnecken und Würmern) lebt. Seine merkwürdigste Eigenschaft ist die, daß er giftfest ist, und vermöge derselben ohne Nachtheil die giftigsten Insekten, z. B. die spanischen Fliegen, frisst, wie er auch der entschiedenste Feind der Kreuzotter (Kupfernatter) ist.

5) Die Wiesel, deren beständige und wichtigste Aufgabe in der Verfolgung von Mäusen und Ratten besteht.

6) Der Iltis, der nebst dem Igel der erbitterteste Gegner der Kreuzotter bleibt, Mäusen und Ratten nachstellt und sich dabei ganz besonders an Fluß- und Seeufer höchst nützlich macht gegen die Wasser- und Wanderratten, auf den Feldern aber gegen die Hamster.

II. Unter den Vögeln sind sehr viele zu schonen, und werden die Landwirth, welche auf ihren Gütern diese überaus nützlichen Thiere hegen, bald an der größeren Obst- und Getreideerndte den Dank dafür empfangen. In den erwähnten Schriften wird insbesondere auch die Aufstellung von Brutkästen empfohlen, in denen Baumläufer, Staare, Späzen, Meisen, Bachstelzen u. a. m. nisten und Raupen und Käfer vertilgen. In Wald und Feld sollte man schonen:

1) den Mäusebussarde, der jährlich 6000 Mäuse verzehrt;

2) Die Thurmfalken, denen die Landwirth sehr geschadet durch das Niederhauen der Bäume auf den Feldern, die diesen Vögeln, wie auch den Bussarden und zum Theil den Eulen als geeignete Ruheplätze und Warten dienen, um von da aus den Mäusen aufzulauern;

3) Die Eulen, die ganz entschieden bloß von Mäusen und auch von Ratten leben, und eben deshalb Schonung wohl verdienen, was jedoch leider so wenig noch von den Landleuten eingesehen wird, daß man vielmehr in allen Ortschaften und fast auf allen Höfen Eulen an den Thüren der Scheunen angenagelt findet.

Ferner zählt Dr. Gloger als höchst nützlich

auf und empfiehlt sie zur Schonung: die Saatkrähe, die Dohle, die Rabe oder Mandelkrähe, die Spechte, den Wiedehopf, den Kufuf, der die stark behaarten Raupen, wie namentlich die schon erwähnten Prozessionsraupen, vorzugsweise aufsucht und frisst; die Lerchen, die Ammern und Drosseln, ferner die Finken und Sperlinge, welche letztere gleichfalls ihre Jungen mit einer Unmasse von Raupen aufzogen und damit mehr Nutzen dem Landbau stiften, als sie Schaden bringen durch Fressen von Getreidekörnern.

Dahin gehören ferner als Insektenfresser die Bachstelzen, die Pieper, die Stein- und Wiesenschmäher, die Nachtigallen, die Roth- und Blaukehlchen, die Grasmücken, die Rohrsänger, die Rothschwänzchen, die Laubvögelchen, Fliegenschwärmer und Schwalben, das Goldhähnchen, die Meisen, der Baumläufer und der Kleiber (auch Blauspecht genannt), der Staar, endlich die Rebhühner, die Wachteln, der Wachtelkönig, der Kiebitz, die Regenpfeifer, Brachvögel und die übrigen schnepfenartigen Vögel.

III. Von den Amphibien zählt Dr. Gloger als sehr nützlich auf: die Ringelnatter, die von Mäusen, zum Theil so dann auch von Fröschen, von mancherlei Insekten, von Larven, Schnecken und Würmern lebt, die Blindschleiche, die Eidechsen, Molche, die Frösche und Kröten.

IV. Unter den Insekten machen sich gleichfalls eine große Zahl von Gattungen in hohem Grade nützlich dadurch, daß sie Raubinsekten sind, und werden in den mehr erwähnten Schriften als solche, die die

Schonung der Menschen vorzugsweise verdienen, beziehungsweise eine solche ermöglichen, aufgeführt: die Ameisen, die insbesondere den Blattläusen nachstellen, ferner die Hummeln und Bienen, welche beide als Befruchterinnen der Blüthen geradezu unersetzlich sind. Darum schone man die Hummel und vermehre die zahmen Bienen so viel man irgend kann.

Das Schlusswort der vortrefflichen Schrift des Hrn. Dr. Gloger „Ermahnung zum Schutze nützlicher Thiere“ (Berlin 1858) lautet folgendermaßen: „Man komme wenigstens jetzt nach Jahrhunderte langer Umkehrung der Dinge von der unbedachtsamen und leichtsinnigen Verfolgung nützlicher Thiere zu ihrer Schonung, also vom Naturwidrigen zu dem Naturgemäßen, oder mit einem Wort von der Thorheit wieder zur Vernunft zurück. Dann wird es mit Ungezieferschäden, Mäusefrass u. dgl. sehr bald wieder besser werden, denn glücklicherweise ist ja die Welt von höherer Hand seit Urbeginn so eingerichtet, daß auch in dieser Beziehung ein Jahr Vernunft, wenn man sie endlich wiederkehren läßt, mehr wieder gut machen wird, als was ein Jahrzehent menschlicher Thorheit verdorben hat.“

Die Riesenkröte oder der Spud auf dem Kirchhofe.

(Mit einer Abbildung.)

In einem der ältesten Dörfer unseres Landes, wo noch jetzt eine uralte, wenn auch mannigfach erneuerte, Kirche steht, in der schon die ersten Verkünder des Christenthums gepredigt haben sollen, spuckte es einst lange Zeit rings um die Kirche herum, auf eine Schauer erregende Weise und ward

dabei zuweilen sogar manch schwerer, blutiger Schaden angerichtet. Schon längst wagte sich nach eingebrochener Nacht und vor anbrechender Morgendämmerung kein Christenmensch mehr in ihre Nähe, wohl auf 30 Schritt in der Runde. Die Kirche stand vereinzelt auf einer kleinen Erhöhung und zu beiden Seiten giengen Dorfwege an ihrer Mauer vorbei. In sternhellen Nächten sah man die Todten, in Leichentücher gehüllt, auf dem Kirchhofe einen gräulichen Ringeltanz ausführen; dann kam gewöhnlich ein einzelnes Gerippe mit einer großen, dicken Wachskerze und die andern folgten ihm bis an eine Pforte des Kirchhofes, deren man sich seit Menschengedenken nicht mehr bediente und — statt herauszugehen, verschwanden dort alle Gestalten, eine nach der andern. Der Herr Pfarrer, ein gar gottesfürchtiger Herr und hochgelehrt dazu in der Heiligen Schrift, hatte gut predigen gegen diesen „boshaften Unfug“, wie er die Erscheinung nannte; — man wußte durch seine Dienstboten gar wohl, daß er selbst manche Nacht hinter seinem Perspektiv saß, das auf den Kirchhof gerichtet sei und ein besonderes Nachtglas habe, wodurch man „Geister beobachten könne“, wie die Dienern aussagten.

Das alles war aber noch gar nichts, denn an solch unschädliches Geistervergnügen hätten sich die Dorfbewohner am Ende gewöhnt, hielten sie doch für sich selber das Tanzen auch für keine Sünde. — Allein, während des Geistertanzes, und vor und nachher noch, haben Leute, die aus Unvorsichtigkeit, oder verwegendem Trutz, oder auch aus christlicher Glaubenssicherheit, dort früher vorbei giengen, — jetzt thut das bei Leib und Leben Niemand mehr — haben solche Leute auf der Kirchhofmauer eine pechschwarze,

erschreckliche Kröte, so groß wie ein ausgewachsener Mensch, hin und her watscheln gesehen, die ein Vorderbein gegen sie ausstreckte und ehe sie heimkamen, fielen ihnen die Kleider fadenweise vom Leibe, von dem giftigen Saft, den sie ihnen nachspritzte, und auszuhalten war es lange nicht mehr um solche Leute vor dem Geitank, den der angespritzte Saft verbreitete; wer aber davon auf die bloße Haut bekam, der hatte mit bösen Geschwüren und mit dem Doktor zu thun auf lange Zeit.

Zu allem dem war es noch für die Nachbarschaft äußerst schauerlich, beinahe alle Nächte, meist von 11 Uhr Nachts bis Morgens 2 Uhr, dumpfe, unerklärliche Schläge zu hören, fast wie ein fernes, unterirdisches Schießen. Jeder Nachbar meinte anfangs, die Töne kämen von gegenüber, jenseits der Kirche her, und es gab manchen Streit, bis man endlich darüber einig ward, daß sie vom Kirchhofe herkämen.

Die Kunde von dieser nächtlichen Störung lief in der ganzen Gegend umher und füllte im Dorfe alle Wirthschaften mit Neugierigen, die zum Sehen kamen, aber meist vom bloßen Hören schon genug hatten und froh waren, mit heiler Haut wieder daheim zu sein. Da war denn ganz besonders ein gewisser Rasper, der fast alle Abende in der Schützenpinte saß und dort das große Wort führte; der wollte auch einst von der Riesenkröte angespritzt worden sein und stand auch wirklich immer noch nach dem wohlbekannten Saft. Er war ein räthselhafter Bursche, der nur ungern beim Landjägerposten vorbeiging und dem man doch nichts Bestimmtes nachreden konnte, als daß man nicht recht wußte, woher er war und woher er das Geld nahm, das er alle Abende in der

Pinte reichlich in Wein und Schnaps draufgehen ließ; dieser Rasper wußte stets die schrecklichsten Geschichten vom Kirchhofe zu erzählen und schickte manchen Tapfern, zitternd und zähneklappernd, ungesehener Dinge in sein fernes „Heimetli“ wieder heim. Nach 10 Uhr saß Rasper fleißig an seine Uhr, trank dann bald aus und verschwand, Manche wollten sogar behaupten — dem Kirchhofe zu.

So war denn Rasper auch einmal fortgegangen und mehrere Gäste wollten bemerkt haben, wie ihn der Substitut des Regierungstatthalters besonders auf das Korn genommen und wie Rasper dessen Blicken nicht habe standhalten können. Das war nemlich auch ein seltsames Bürschli, dieser junge Herr Substitut, gar nicht auf den Kopf gefallen, still und besonnen, leutselig und hülfreich für alle ehrbaren Leute, die auf das Amt mußten, aber verzweifelt giftig auf alles unrichtige Zeug, und der das Gras wachsen und die Klöh' husten hörte. Der saß noch lange da, in der Schützenpinte, bei einem Schoppen Rothen, an dem er schon stundenlang gefessen war, und brannte in einem fort eine Cigarre nach der andern ab. Auf der Ofenbank saß nemlich ein blinder, steinalter Mann, der im Dorfe verburgert war und etwas Eigenes besaß, das ihm der wackere Gemeindschreiber redlich verzinste, woraus er so leben konnte.

Als es 11 Uhr vorüber war und das Gespräch über den Kirchhoffpuck allmählig verklungen, der wenigeren Gäste — und vielleicht auch der Aufmerksamkeit des Substituten wegen, — da erklangen aus der Ferne jene seltsamen, gleichmäßigen Schläge von der alten Kirche her, daß es auf einmal so still ward und man eine Nadel hätte fallen

hören können in der sonst ganz geräuschvollen Schützenpinte. Es gieng nicht lange, so stand der alte Blinde von der Ofenbank halb auf, reckte beide Hände, ~~zusammen-~~geballt, vor sich hinaus und schnellte dann, wie wenn er etwas an sich gezogen hätte, sitzend auf die Bank zurück. Diese sonderbare Bewegung wiederholte er längere Zeit, genau im Takte der Schläge, die von Außen durch die Stille herüberschallten.

„Was macht ihr, Klaus?“ — fragte der Substitut, der den Alten lange mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet hatte, — „wo seid ihr, Klaus?“ — „He, — antwortete dieser — i sött meine, i sygi z'Bern, nit wyt von der Münz; luegit nume und losit de: so, i dem Takt han i by 50 Jahr lang dört am Prägstock der Balancier-Cholbe zoge, wo die gnädige Heire selig noh Bazen und Füßbäzler u dergattigs guts, ehrlichs Geld hey la schlah und so hets dumpf tönt i der ganze Nachbarschaft ume, wenn mer wege pressanter Arbeit öppen no z'Nacht hey müße gaschaffe.“

Die wenigen Gäste lachten den Blinden aus, meinten, er träume und siengen über seine Brodherren und ihre Bazen an zu spotten. Der Alte schwieg und gieng in seine Kammer, denn er wohnte in der Pinte, der Kurzweil wegen. Der Substitut aber trank aus, sagte freundlich gute Nacht und bald folgten ihm auch die letzten Gäste. Des andern Morgens früh hatte der Substitut eine lange geheime Unterredung mit seinem Chef, dem Statthalter. Die Landjäger bekamen strenge Ordre: keinen Menschen zu melden, auch hätte es nichts genützt, denn die Herren hatten die Thüren verriegelt. Nach einer guten Stunde wurde wieder auf-

gemacht, die Glocke gieng und der Landjägerwachtmeister erschien. „Germann — sagte der Statthalter — haltet reine Mund über was geht; was dir gseht und gböret vernimmt niemer als I u der Herr Meyer (der Substitut), verstande? — Mer wey jitz einisch dem Gspensterneß ufem Chilchhof z'Lyb, Indicie sy gnug da u vo der Regierig bin i dur d's Justizdepartement im Gheime zu allem ottorisirt — verstande?“ Da machte auf einmal der baumstarke Wachtmeister ein verzweifelttes Gesicht und jammerete: „Oh Herr Statthalter, Respekt in Ehre! aber um tuusig Gottswille läut mi druns i där Sach; i will ech gwüß mutterseelalleh zmizt i der Nacht hinter d'Holzfrevler u d'Bagabunden ufem Hubel un es ganzes Gspann vo vertlaufene Schalenwerchere abfasse — nume gege Chilchhof — Respekt in Ehre u Ghorsam gege d'Gungsinie, Herr Statthalter — aber i ba siebe Ehing u d'Frau ist am achte u dusse steyt e junge Herr, dä hienecht oh wieder übel zug'richtet worden isch. D'Gspenster chönnte mer miera tanze u d'Chlopsgeister chlopfe, wie sie wette, aber d'Chrott! Herr Statthalter, d'Chrott! Respekt in Ehren.“

„Papperlapah! — schnauzte der Herr Statthalter — schämet ech, Germann, so han ig ech noh nie kennt; so nes Prachtexemplar vom ene Militär, so nes Muster vo Schandarme wyt und breit! Läut dä jung Herr asangen ine u bsinnet ech derwyle eines Bessere — verstande?“ — Der Angefagte ward hereingeführt und berichtete, wie er gestern, durch Geschäfte verspätet, aus dem Entlibuch über das Gebirge Nachts zwischen 11 und 12 Uhr durch die Hohl-gasse neben dem Kirchhofe auf das Dorf zugewandert, wie da ein sonderbarer dicker

Kerl mit breitem Kopfe auf der Mauer herumgehüpft sei, wie ein Frosch, und ihm dann, als er vorbei war, etwas angespritzt, das heillos gerochen und ihm die Kleider verbrannt habe; wie er aus Zorn auf die Mauer gesprungen, den Kerl mit seinem Stocke halb todt geschlagen habe, daß er ächzend davon gelaufen und jenseits, dicht an der Kirchhofmauer, verschwunden sei, nichts zurücklassend als das: und hiemit legte er eine sonderbare zinnerne Doppelspritze auf den Tisch, in deren einen Nöhre sich noch ein Rest von einer ätzenden Säure, in der andern eine stinkende Essenz vorfand.

„Germann! Germann!“ — schrie der Herr Statthalter zur Thüre hinaus und zog fast die Glocke herunter. Als der Wachtmeister kam, wies er ihn lachend auf die Spritze, mit den Worten: „Da gfeht er, „was eui Chrott für Giftbläterli het — „ha ha ha! Dä jung, guraschiert Herr da „söll ech zelle, was das für ne Chrott isch, „wo ufrecht dervolauft, wie ne Möntsch — „ha ha ha ha! — verstande?“ — Der stattliche Landjäger wurde bei dem Berichte feuerroth vor Schaam und Zorn und schwur einmal über das andere, er wolle seine Furcht wieder gut machen und „Respekt in Ehre“ Ordre pariere wie ne rechte Militär, „nüt für „ungut, Herr Statthalter, es isch mer nume „um Frau u Chind gsi.“ — Darauf sagte der Statthalter zu dem jungen Herrn, er müsse ihn für diesen Tag und Abend zum Arrestanten machen, es sei ihm zwar leid darum, allein die Sachlage erlaube es nicht anders, da ihm kein Verschwiegenheitsversprechen genügen könne; er werde an seiner Tafel speisen, könne sich mit seinen Büchern die Zeit verrreiben; wenn alles vorbei sei, so habe er die freie Wahl, bei ihm oder

anderswo zu übernachten und morgen solle er vollkommen entschädigt werden.

Des Abends saß unser Herr Substitut wieder, ~~ne~~ sonst, in der Schützenpinte, hinter seinem Schoppen Nothen. Die alltäglichen Gäste waren auch da, auch Kasper; dieser war aber diesmal maulfaul und rieb sich oft den Leib in den Kleidern herum, als ob ihn etwas schmerzte. „Heyt der Flöh, Kasper?“ fragte ein Nachbar — „daß der so rangglet.“ Kasper sah ärgerlich vor sich hin und schwieg. „Wo fehlts Kasper?“ — fragte der Substitut — „erzählt uns etwas „von der Chrott, ihr wisset so schauerlich „zu beschreiben; sie soll diese Nacht wieder „Einen übel zugerichtet haben, einen jungen „Herrn aus der Stadt.“ — Kasper aber schwieg abermals und war wie versteinert.

„So will Ich euch etwas erzählen“ — sagte darauf der Substitut, rasch sich erhebend, und pfiß gellend durch die Finger. Plötzlich erschien der Landjägerwachtmeister in voller Uniform, mit 4 Mann vom Wachtposten, alle mit Ober- und Untergewehr. „Arretirt mir den Mann“ — befahl der Substitut, auf Kasper deutend. Dieser aber sprang auf, sah wild um sich, schrie wie ein angeschossener Löwe, nahm eine Butellie, schlug rechts und links um sich, sprang über den Tisch und versuchte, sich durch die Thüre durchzuschlagen. Allein gar bald waren ihm die vier Landjäger Meister und ehe er sich's versah, hatte er Schellen an den Händen und saß bald nachher wohlverwahrt im Thurm.

Bald darauf sah man eine verstärkte Macht, den Herrn Substitut an der Spitze, ganz still dem Kirchhofe zuziehen. Schon hörte man die bekannten dumpfen Schläge herüberschallen, denn es war unterdessen spät geworden; niemand ahnte aber noch, was

Die Riesenfröte oder der Spud auf dem Kirchhofe.



sie bedeuteten, außer dem Substitut. Nun wurde vor allem aus der Sigrift geweckt und geschlossen mitgeführt; denn durch Herrn Pfarrers Prospektiv hatte Herr Meyer manchen Abend, bis in alle Nacht hinein, dem Treiben auf dem Kirchhof aufgelauret und dort den Herrn Sigrift oft geschäftig hin und her schleichen gesehen, während die Todtengerippe ihren wüsten Reigen tanzten.

Jetzt mußte dieser die verschlossene Thüre an der Kirchhofmauer zeigen, wo sonst die Gespenster verschwanden. Sein Jamauern und Beben half nichts. Es wurden Fackeln angezündet. Manch Heldenherz der Bewaffneten schlug fast hörbar und unter manchem Tschako hervor fuhren scheue Blicke umher — ob kein Geist den Gräbern entsteige, ihren Frevel zu rächen — allein es kam keiner. Dagegen entdeckte man bald ein stark beschlagenes Brett, unter dem Gebüsch in der Thürvertiefung, das auf einen besondern Tritt des Sigrifts, der sich in allen seinen Spuckgeheimnissen verrathen glaubte, aufsprang und eine ganz gut erhaltene Wendeltreppe in die Erde hinabzeigte. Der Sigrift mußte voran, ihm folgte Germann mit einer Fackel, den sein voller Muth und seine Amtspflicht wieder beseelte; dann kam der Substitut mit einer Art und darauf noch 6 vollständig armirte Landjäger mit scharfgeladenen Doppelbüchsen. Nach 3 — 4 Wendungen kamen sie in einen geräumigen, gewölbten Gang, in welchem ein düsteres Lämpchen brannte. Man ließ die Fackeln unten an der Treppe bei den dort aufgestellten Wachtposten zurück und schlich sachte auf die nahe Thüre zu. Jetzt tönten die nächtlichen Schläge ganz nah und deutlich den Kommenden entgegen, wie von einem einzigen schwachen Hammer geführt. Die wohlbeschlagene, mit

geheimem Schlosse versehene Thüre gieng auf einen leisen Druck des Sigrifts leicht auf und nun denke man sich das gegenseitige Erstaunen, das jetzt erfolgte.

Da saßen drei schwärzliche Gestalten in einem spärlich erleuchteten Gewölbe, bei einem ziemlich vollständigen Münzapparate. Zwei davon trieben ganz gesatzlich, wie es der blinde Alte in der Schützenpinte vorge macht hatte, die Balancierkolben, der Dritte saß beim Prägstocke, schob auf und schlug ab im nemlichen Takte. Ein Vierter noch war an einer kleinen Esse beschäftigt. Es waren Falschmünzer.

Ihnen gegenüber standen vier Landjäger mit angeschlagenen Doppelbüchsen, Jeder seinen Mann auf's Korn nehmend; zwischen ihnen in drohendem Halbkreise der Substitut und der Wachtmeister mit dem gefesselten Sigrift, der, wie zur Entschuldigung, seinen Kameraden lautlos die Schellen entgegenstreckte. Über der Scene wölbten sich düster die Hallen der uralten, längst vergessenen Krypta der Kirche, welche vor Zeiten, als nur noch der römische Glaube herrschte, dem unterirdischen Gottesdienste geweiht war, zur Erinnerung an die ersten Christen in Rom, die sich vor ihren Verfolgern in die Katakomben, d. h. in die Grüste der Todten flüchten mußten.

Hier an dieser heiligen Stätte hatte das Verbrechen sich eingenistet. Ohne Widerstand wurde das ganze Nest ausgenommen. Die Untersuchung brachte Folgendes heraus:

Die vier Falschmünzer, zwei davon Ortsbürger, die andern neue Einsaßen, trieben das Geschäft seit vielen Monaten und mit dem besten Erfolge, denn ihr Geld war dem ächten täuschend nachgemacht und wurde durch Kasper mit großer Klugheit in Um-

lauf gebracht. Sie stellten jede Nacht die Wespennester selbst vor. Der Sigrift war ihr Spion und holte sie gewöhnlich, wenn alles sicher war, mit der brennenden Kerze ab und Kasper — machte die Riesenkröte.

Inschriften.

An einer Brücke las ich einst folgende Inschriften:

„Wer künftig diese Brück bereist,
„Ein Esel und ein Dummkopf heist.“

Darunter stand das Gegenstück:

„Der Esel ist schon da gewesen,
„Sonst wär' solch Dummheit nicht zu lesen.“

Ehliche Anhänglichkeit.

Ein junger Ehemann, dessen liebe Frau gefährlich erkrankte, lief in aller Eile durch das Dorf zum Doktor. Unterwegs wollte ihn ein älterer Bauer aufhalten und etwas mit ihm abmachen. Der Eilende wich ihm aber aus mit den Worten: „Um tuuſig Gotts Willen leut mi gah, i muß zum Dokter, my Frau gfallt mer gar nüt.“ Da schrie ihm der andere nach: „Su nimm mi mit Christi! mini gfallt mer scho lang nimmeh!“

Gute Explikation.

Die Frau eines Gemeinderathes fragte einst ihren Mann, nachdem sie die Zeitung gelesen: was denn eigentlich eine Oppositionspartei sei? und erhielt zur Antwort: „Die „Oppositionspartei ist in einer Gemeinde gerade das, was Du zu Tisch und Bett „bist.“ —

Eitheilung der Menschheit

Eine vornehme Dame in Paris sagte

einst zu einer Visite: „Obschon wir heut „zu Tage nichts mehr gelten, sind wir Adellichen doch das Porzellan unter den „Menschen, die Bürgerlichen das Stein- „gut und die Bauern und Dienstboten die „Töpferwaare.“ Als die Besuchenden fort waren, sehnte sie sich nach ihrem Söhnchen und befahl dem Bedienten, der ihre Eitheilung der Menschheit belauscht hatte, der Amme mit dem Kinde herunterzurufen. Da rief dieser mit vernehmlicher Stimme durch das Treppenhaus hinauf: „Irdenes Nachtgeschirr, bring das „kleine Stück Porzellan herunter!“

Doppelsinn.

Ein Großrath fuhr durch ein Dorf auf seinem Wägel, da brach ihm die Axt und er mußte sie durch einen Bengel und Stricke wieder fest machen lassen, um das Wägel wieder heimführen zu können. Als das Flickwerk fertig war, fragte er nach der Schuldigkeit. Da antwortete ihm der Statthalter, der ihm gebolfen: „Ah, Herr Großrath! „Bengels gseh'n i gnug u dir heit scho meh „als ei Strick um üs verdient.“

Politik und Freundschaft.

In jener wüsten Zeit, als alles hintereinander war, und mancher überspannte Fanatiker von Schwerdt und Guillotine träumte und faselte, als ob man die Menschheit mit ihrer Ausrottung beglücken könnte, versicherte ein solcher Erz-Demagog einem, damals noch in Amt stehenden, ehemaligen Studienkameraden: wenn es dann losgeht und du als Diener der alten Partei unter die Guillotine kommst, so denke ja nicht, daß ich als Privatfreund dir, der

Politik wegen, untreu geworden sei. — Da gab ihm der Staatsmann zur Antwort: Auch du kannst versichert sein, daß, wenn du für deine blutdürstige Freiheitstheorien im entgegengesetzten Falle gehangen werden solltest, ich als alter Freund deiner Hinrichtung beizuhelfen werde.

Appenzellerwitz.

Ein kleines Männlein bewarb sich bei der Landsgemeinde zu Herisau um die Landweibelstelle. Da schrieb ihm ein langer Bursche zu: „Du bist angenz z'klein, wie welltest du en Schelmen g'häben?“ — Darauf antwortete der Aspirant: „Es sind nit gad all so groß wie Du!“ —

Bequeme Auslegung

Ein polnischer Jude schrieb nach Warschau seiner Frau: „Liebe Nebekka! Mir geht es ganz vornehm in Petersburg. Zwei Kosaken wachen Tag und Nacht für meine Sicherheit. Ich bin schon im Besitz von zwei Schlössern und werde nächster Tage mit 12 Hengsten ausfahren.“ Er war nemlich arretirt, hatte bereits zwei Handschellen an und kam bald darauf in das Zuchthaus, von wo er alle Tage mit 12 andern Sträflingen einen Schlamm-Wagen am Hafen hin und her zu ziehen hatte.

Ohstandsscene

Hans prügelte sein Weib erbärmlich durch, so daß auf ihr Geschrei die Nachbarschaft herbei lief. Als ein Vorgesetzter den Hans um die Ursache seines brutalen Betragens fragte, gab dieser zu Antwort: „Weil sie nicht Frau sein will.“ — Was will sie dann

sein? — „Der Herr im Haus — und das ist meine Sache,“ erwiderte Hans.

Lebensrettung.

Ein Bettler fiel einem Hauptmann, der ihm ein zu geringes Almosen geschenkt hatte, um den Hals und sprach in äußerster Rührung: „Es ist genug von Ihnen, denn Sie retteten mir schon einmal das Leben.“ Wie so? fragte der Hauptmann. „Es war bei Leipzig“ — antwortete gerührt der Bettler — „Dort diente ich unter Ihnen und als Sie sich aus dem Staube machten, folgte ich Ihrem edlen Beispiele.“

Eitelkeit

Ein Musikant voller Einbildung kam einst zu einem einflußreichen Herren, den er gerne um Empfehlung angesprochen hätte. Als ihn der Herr gemustert und bemerkt hatte, daß er verlöchernte Strümpfe trug, fragte er ihn: ob er der Tausendkünstler sei? „Ich weiß nicht, mein Herr!“ antwortete der Musikant, sich verbeugend, „aber das ist gewiß, daß ich aus meinem Instrumente machen kann, was ich will.“ — „Als dann,“ erwiderte der Herr, „so flicket doch die Strümpfe damit.“ —

Das Kreuzerbrödlein

Ein Bäcker hatte so kleine Kreuzerbrödlein, daß ihm einst eines von einem Spatz geraubt wurde. Da wollte sich der Herr Bäckermeister über das listige Thierlein erzürnen; allein die Nachbarschaft schrieb ihm zu: er solle ins Künftige schwerere Brödlein backen und ließ den Spatz hochleben. Und das geschah bei uns.

Beste Trost.

Ein junger, sehr vermöglicher Bauernsohn, der all sein Erbe durchgebracht hatte, und nun auf der Gasse war, wußte nichts mehr anzufangen, als — sich anwerben zu lassen. In seinem unverwundlichen Leichtsinne gab er darüber Einem, der ihn bedauern wollte, ganz kaltblütig zur Antwort: „Ja nun, was ist es denn anders? — Wer kein Gold und kein Silber mehr hat, muß zum Eisen greifen.“ — Da antwortete ihm aber der Andere: „Ja wohl, und Blei verdienen.“ So geschah es auch, denn im nächsten Feldzug traf den verlumpten Bauernsohn eine Kugel.

Fromm Exekution.

Ein Protestant wollte einen Katholiken über die vielen Feiertage seiner Konfession aufziehen. Da gab der Katholik die gelassene Antwort: „In guten Jahren kann man Gott und allen Heiligen nicht genug danken, und in Fehljahren versäumt man nichts mit Kirchengehen.“

Prozessiersucht

Vor einem Gerichtshaus fand sich stets ein alter Bettler ein und bat die Partei um ein Almosen, aber stets nur die Verlierenden. Als ihn einst ein Anwesender nach dem Grunde fragte, gab er zur Antwort: „Er sei durch einen Prozeß, den er gewonnen habe, zum Bettler geworden, da denke er, dem Verlierenden werde mehr übrig bleiben, als dem Gewinnenden.“

Wirthshauskneffe.

„Wo ist der Vater“, fragte ein Reisender den kleinen Knaben des Adlerwirths zu R., als er seine Beche bezahlen wollte.

„Er ist im Keller und macht Wein,“ erhielt er zur Antwort. „Und der Oberkellner?“ — „Er holt Syrup in der Raffinerie und der Seppetoni trägt ihm das Wasser.“

Susanne die Mäurerfeindin oder die Verscharrung um Mitternacht.

(Mit einer Abbildung.)

Susanne's Großmutter ward gerade so getauft, wie sie, hieß aber Züsli, und ihr Großvater, Mülchithaler mit Namen, trug noch den alten Schwalbenschwanz, weit hinter den Hüften und tief an den Hinterbeinen herabhängend, hatte es aber faustdick hinter den Ohren und manches Blätterli voll doppelter Dublonen, zu einem prächtigen Bauernhese, sammt Waldungen und Wasserrechten. Darum ward denn Susanne's Vater ein Fabrikherr und ließ seine einzige Tochter stätlich kleiden und in Vivis erziehen. Als sie 18 Jahre alt war, kam sie, als Fräulein Susanne vom Mülchithal, heim und kannte weit und breit ringsum keinen Menschen mehr. Sie fand sich viel hübscher und vornehmer, als alle andern Töchter des Ortes, unter denen doch gar manche ebenfalls Welsch reden und Clavier spielen konnte. Auch schwärmte in der feurigsten Liebe zu seinem schönen und reichen Cousinchen ihr fader Herr Vetter vom Lohnacher, der in Grandson den Weinhandel studiert hatte, aber jetzt bei ihrem Vater angestellt war. Sie aber hatte ihr Auge nicht auf Freier gerichtet; sie verabscheute die Männer als Tyrannen des schönen Geschlechtes; konnte es nirgends besser haben, als daheim bei ihrer schwachen Mutter und ihrem zerstreuten Vater, dem seine Fabrike Kopf und Herz ausfüllten und der daneben Fünfe grad sein ließ — Kurz — sie war schon

bei Lebzeiten ihrer Eltern — emancipirt — und das ist für ein junges, lediges Frauenzimmer ein erschrecklicher Zustand. Demungeachtet war ihr Herz schon vergeben und zwar doppelt, ohne daß sie es nur wußte: oft sang sie zum Clavier die Verse von „Mathys Sohn“, wie sie den Dichter nannte: „Das arme Herz hienieden, von manchem Sturm bewegt“ u. s. w. Eigentlich galt das im Geheimen bald diesem, bald jenem jungen, schönen Herrn, der natürlich eine Ausnahme von der Tyrannei gemacht hätte, aber sie merkten es nie und gerade die Ausnahmen wollten sich nicht melden.

So vergingen Jahre um Jahre und die Nase des Herrn Betters wurde, von dem ewigen daran Herumziehen, immer länger. Am meisten ärgerten ihn gewisse geheime Liebeskosen, die er seine Cousine zuweilen in ihrem Zimmer irgend einem, ihm ganz unbekannten Wesen ertheilen hörte, wenn er sie, zartfühlender Weise, vor der Thüre belauschte. Ertappen aber konnte er niemand, weder bei Tag noch bei Nacht. Da wurde einmal Fräulein Süsanne nahezu drei Wochen lang nirgends gesehen; während dieser Zeit sprach zuweilen ein stockfremder Herr auf kurze Zeit bei ihr ein und flog dann auf seinem Rappen wieder davon, als ob es nicht richtig wäre mit ihm. Da spannte sich bei unserm Herrn Bette die Neugierde und Eifersucht auf das Höchste, und er schwur bei allen Zeichen, der Comödie endlich den Garaus zu machen und einmal zu vernehmen, woran er sei.

Einst, als es Nacht war und er Lunte gerochen hatte — es war mitten im Sommer, Finstermond, aber sternenhell — stellte er sich auf seinen gewöhnlichen Posten hinter einen Holderstrauch, gegenüber Süsanne's

Fenster. Anfangs, so nach 10 Uhr, war nichts als die Beleuchtung des Zimmers hinter den Vorhängen zu sehen. Etwa nach einer Stunde hörte er Hufschläge, die immer näher herantrabten; plötzlich hielt dicht vor ihm ein schwarzer Reiter, der sprang ab und verschwand im Haus, ohne sich nur am das Pferd zu kümmern; das fieng gleich an Sprünge zu machen und verschwand im Dunkel. Dann bewegten sich Schatten hinter den Vorhängen; Köpfe näherten sich, verschmolzen ineinander, trennten sich wieder; zuweilen schien sich noch ein Dritter darüber hinzubücken; dann verschwand wieder alles im leeren Lichte. Unser lauerner Bette stand wie auf Kohlen und zerplatzte fast vor innerer Wuth; er wollte gerade auf das Haus losstürmen — als die Thüre aufgieng und drei dunkle Gestalten heraustraten, zwei starkverhüllte sahen wie weibliche aus, und der schwarze Reiter, zu Fuß, mit einem langen, schwarzen Käftchen unter dem Arme. „Poß alle Wetter! Fräulein Cousinchen — fluchte der Herr Bette in sich hinein — „Sieht das so aus bei euch?! — Da wollen wir auch dabei sein und uns die Geschichte etwas näher betrachten.“ Es schlug Mitternacht. Der kleine Zug bewegte sich düster dem Baumgarten zu, dann bog er links nach einer ihm wohlbekannten Gruppe von Seebäumen, hielt dort an: dann vernahm man das Schluchzen einer der Frauen gestalten, während der schwarze Reiter das Käftchen zur Erde legte und darauf Bewegungen mit Armen und Beinen machte, als ob er graben würde. Dann bückten sich alle drei Gestalten; das Käftchen verschwand und man hörte deutlich, wie steinige Erde darüber geworfen wurde. Hernach traten die Drei den Rückweg an, und in der Ferne hörte der



Better einen ihm wohlbekannten Hufschlag allmählig in der Nacht verhallen. — „Was war das? — Nox Millionenwetter! — „Das war eine heimliche Verscharrung. — „Wart Cousineli! Du Männerfindi — ja „wolle!!! — Das git es Fresse für mi „Better Statthalter.“ So sprach zu sich selbst der von Eifersucht zur Nachsicht entflammte Better vom Lohnacher; er schlich nach Hause und brachte, von den peinlichsten Gedanken gefoltet, eine erbärmliche Nacht zu. Des andern Morgens eilte er zum Better Statthalter und erzählte ihm die ganze Geschichte von der Verscharrung um Mitternacht. Dieser traute dem Berichte nur halb. „Ja was geit die Verscharrte mi a?“ — entgegnete der kluge Mann — „So fürnehme „Jumpsere chunt allerlei z'Sinn; es chan „es Hüngli oder es Kanarivögeli gsi si, — „läut dir ech da nit witer use, susch muß i „Lärme mache.“ — „Klaufe! Better Statthalter, es Chind hei si verscharret — sie „het kei Hund u kei Chaz u kei Vogel bi „sich, sell weiß i — es tod't's Chind isch es „gsi, es wird si de scho zeige, läuts nume „füregrabe, d'Stell han i mer de z'gut „gmerkt, der chönnet nit fehle.“

Tags darauf erschien wirklich Herr Statthalter mit zwei bürgerlich gekleideten Landjägern im Hause des Fabrikherren Mülchthaler und verlangte mit ihm amtlich zu sprechen. Der machte große Augen, hörte jedoch den Statthalter mit gespannter Aufmerksamkeit an; dann wurde er anscheinend finster und ließ seine Tochter Susanne rufen. Auf die Frage, was aus ihrem Hänseli geworden sei, antwortete sie verschämt und unter Thränen: Der unerbittliche Tod habe ihr ihr Liebstes geraubt und sie habe es in den Anlagen, unter den Cypressen, begraben

lassen. Ob diesem auffallenden Geständnisse erschrocken der Statthalter sichtbar, verlangte die Ausgrabung und verfügte sich mit den verkleideten Landjägern sofort auf die verdächtige Stelle. Man grub, hob ein schwarz angestrichenes Kästchen heraus, sprengte den Deckel und fand darin — einen *kr e p i r t e n A f f e n*. — Unglücklicher Weise mußte bei dieser amtlichen Handlung auch der Sigrift seine Nase dazwischen gesteckt haben; der kramte nun den Vorfall im ganzen Orte herum; so gab es eine heillose Geschichte daraus; alle dabei betheiligten Personen wurden kompromittirt. Better vom Lohnacher trug seinen Abschied davon und wurde von Hause gejagt. Fräulein Susanne durfte sich nirgends mehr zeigen, weil ihr die Schulbuben überall „Affennärrin“ nachschrieten; die Mutter ärgerte sich krank und selbst Herr Mülchthaler mußte manche verblühte Rede verschlucken. Da meldete sich eines Tages der unbekannte schwarze Ritter, ein Thierarzt, den Susanne für ihr krankes Hänseli konsultirt und gebraucht hatte. Er war noch in junger Wittwer, von ehrbarer Familie und hübsch dazu, hatte seither von der Verlegenheit Susanne's und von der Verabschiedung ihres Betters gehört und den Plan gefaßt, sich um die Hand der reichen Tochter zu bewerben. Sie war gottensfroh fortzukommen, der Vater noch froher, sie los zu werden. Beide gaben ihr Jawort und die Mutter sagte Amen dazu. So kam die Männerfeindin zuletzt noch glücklich unter die Haube, ward eine brave Hausfrau, eine gewissenhafte Stiefmutter und bekam später noch selbst einen Knaben, den sie „Hänseli“ taufen ließ. Der Better vom Lohnacher aber hatte das Nachsehen und — tröstete sich zuletzt mit einer Andern.

Vom eidgenöss. Sängersfest in Olten.

Am 7., 8. und 9. Juli 1860.

(Siehe die Abbildung.)

Samstag den 7. Juli, Nachmittags, im Augenblicke, wo unser Zug in Olten ankömmt, sind die Mitglieder aller Festkomitee beschäftigt mit dem Aufstellen einer großen Schaar von Sängern und der Stadtmusik von Luzern. Ein Meer von Menschen hat sich beim Bahnhofe eingefunden, um die eidgenössische Fahne, die eben von Zürich her anlangt, zu begrüßen und zum feierlichen Empfang in die Kirche zu geleiten. Dort angelangt, stellen sich die Sänger auf die Bühne. Es handelt sich um die feierliche Uebergabe der eidgenössischen Sängerbahne an das Festkomitee in Olten. Mit einem kräftigen Chor eröffnet man diesen schönen Akt. Es ertönt das Lied:

Dem Vaterland!

Dies Wort giebt Flügel dir, o Herz
Klieg auf, flieg auf! schau niederwärts,
Die Wälder, Ströme, Thal und Höb'n,
O Schweizerland, wie ist du schön!
Und überall klingt Liederschall
Und überall ein Wiederhall

Dem Vaterland.

Jetzt ergreift der Festpräsident des vorigen Festes in Zürich, Herr Erziehungsdirektor Dubs, das Wort und spricht unter Anderm: „Die Sängerbahne soll auch ferner der Repräsentant der idealen Bestrebungen des Volkes sein und mit der Harmonie der Töne auch die Harmonie der Herzen im Vaterlande zu fördern trachten. Zwar möchte es scheinen, das gerade Jahr 1860 sei der Entwicklung der Harmonie im Vaterland keineswegs günstig. Das Vorhandensein verschiedener Ansichten in Fragen der innern wie der auswärtigen Politik ist jedoch an sich keine naturwidrige und auch keine schädliche Erscheinung. Wie im Gefange, so ist es auch in der Politik. Die Hauptsache ist die, daß alle Stimmen, gehen sie etwas höher oder tiefer, getragen seien vom gleichen Grundton, von der gleichen herzlichen Liebe zum Vaterland; daß alle einig seien, die schweizerische Erde mit ganzer Kraft zu schützen, und daß jeder bereit sei, dem Spruche

der vom Volke berufenen Behörden willig sich zu unterwerfen. In diesen Hauptpunkten sind wir alle einig. Ich übergebe voll freudigen Vertrauens in die Zukunft des Vaterlandes trotz des gegenwärtig umwölkten politischen Horizonts die eidgenössische Fahne an Olten ab und empfehle sie zur Werthhaltung unter dreimaligem Hoch auf die Feststadt.“ — Ihm erwiderte Hr. Festpräsident Culli von Olten, daß der Festort sich es zur Ehre anrechne, die eidgenössischen Sänger zu empfangen, daß er sie im Namen Olten's herzlich willkommen heiße, daß die wahre Freiheit gebiete, auch die Ansichten der Gegner zu respektiren und daß man nur durch Disharmonien zur rechten Harmonie gelange. Er übernehme die eidgenössische Sängerbahne und bürge dafür, daß sich Olten bemühen werde, sie rein und unbeflekt, wie sie angelangt, dem nächsten Festort zuzutragen. Der schöne Akt wurde geschlossen mit dem herrlichen Liede: „Freiheit, die ich meine.“ Damit hatte das Fest seinen Anfang genommen. Den Voten interessirte es nun, sich die bräutlich geschmückte Feststadt obhörig zu be-
sehen. Es wohnen in ihr liebe Solothurner Nachbarn, heitere und gar gemüthliche Leute. Diese hatten denn auch kein Opfer gescheut, um zu beweisen, daß ihnen viel daran gelegen sei, die lieben Gäste zu erfreuen. Zu diesem Zwecke hatte man die Stadt neu gepflastert, die Häuser meist alle frisch angestrichen, die Treppen vor denselben gekrönt, Brunnen versetzt, Transparente angebracht, Triumphbogen errichtet, Inschriften aufgestellt und eine mächtige Festhütte errichtet.

Von den Inschriften hat sich der Votefolgende notirt:

Im Triumphbogen beim Bahnhofe:

Was ist das für ein Fahnenwehen,
Was tönet heut so freudiger Klang?
Was soll die schmetternde Trompete,
Was dieser kräft'ge Männerfang?
Es kommen unsere lieben Brüder,
Die Schweizersänger Hand in Hand,
Sie bringen neue frische Lieder
Für's alte freie Vaterland.

Am prächtigen Schulhause, das während des Festes zur Einquartierung der Sänger verwendet wurde:

Aus diesem Nest sind ausgeflogen
 Die Spazier, die sonst drin gehaust;
 Singvögel sind jetzt eingezogen,
 Hei, wie das in den Zweigen braust!
 Die Narebrücke erzählte:
 Meine Alte, die hier stand,
 Ist gestorben an einem Brand. (1798.)
 Bei einer Wirthschaft las man:
 Seid gegrüßt, ihr Sängerschöre,
 Gebet meinem Wein die Ehre!

An der Festhütte:

S'holz ist rauh	Kür nes Schweizerfest
Und's Dach vo Strau	Ist das gewiß s'best,
Es gseht ja us	S'isch was ihr weit —
Wie nes Burehus	Einfachheit.

In der That, die Festhütte sah aus wie ein wahrhaftes Berner Bauernhaus des Seelandes. Das mächtige Gebäude, unter welchem bequem 2500 Personen zu gleicher Zeit essen konnten, war aus lauter ungeschälten, dünnen und ungezimmerten Tannen recht kunstreich und dazu ohne große Kosten zusammengefügt. Das Dach hatte man mit Stroh gedeckt. Zu Verzierungen dienten Bienenkörbe, Feld- und Hausgeräthe. Friedliche Tauben hatten sich bei den Seitenflügeln eingenistet und der Giebel des Daches war mit einem Storchennest belebt, um welches die Störche gravitatisch hin und her spazierten. — Beim Eingange befanden sich rechts und links Gabentempel, reich geschmückt mit den schönsten Bechern aus glänzendem Silber; ferner mit einer flatternden Fahne, einem den Nestliberg im Kanton Zürich vorstellenden Gnomen oder Bergmännlein, mit silbernen Bechern unter den Armen; einem herrlichen Gemälde u. s. w., alles bestimmt für die wett singenden Vereine.

Sonntag den 8. Juli, früh um 6 Uhr, kündigten 22 Kanonenschüsse den Anfang des Festtages an. Schön brach der herrliche Tag an. Sängerschör um Sängerschör rückte immer noch ein. Das Landvolk aus der Umgegend strömte von allen Seiten herbei, der Festort füllte sich Haus um Haus, Gasse um Gasse so an, daß es dem Boten ordentlich bange wurde. Jetzt zog die Luzerner Musik spielend durch die Stadt. Ein in Olten nie gesehenes Leben entwickelte sich. Tausende von Menschen strömten

friedlich durcheinander. Hier und da tönte aus einem Hause ein herrlicher Gesang von einem Wett-sängerchor, der die letzte Probe hielt. Die ganze Stadt wurde dadurch allmählig zu einem Musiksaal. Um 9 Uhr stellte man auf dem Bahnhofplatz den Sängerzug auf. Ueber 1000 Sängler hatten sich eingefunden. Jeder Chor ließ sich seine Fahne hoch voraustragen. Das war ein Leben, ein Durcheinander, eine Freude, eine Lust! Die Pannerträger, meist einen Kopf länger als die übrigen im Volke, hatten ihre Hüte mit wallenden Federbüschen geziert und sahen gar festlich aus. Das übrige Sängervolk zeichnete sich je ein Verein vom andern durch die Form und den Schmuck der Hüte aus. Ein langer Festzug konnte sich endlich beim herrlichsten Wetter durch das Volk drängend den Weg zur Kirche bahnen. Dort angelangt, galt es, die Wettgesänge im Volks-gesang vorzutragen und anzuhören. Das interessante Concert wurde eingeleitet durch einen gemischten Chor, den Hr. Münzinger in Olten komponirt hatte und der von den Sängern und Sängerninnen gar ansprechend gesungen wurde. Jetzt traten nacheinander auf: der Sängerbund von Zürich; der Männerchor von Basel; die Concordia von Chaux-de-Fonds; der Männerchor von Münster; der Liederfranz am Bachtel; die Harmonie am Rollen; der Männerchor von Reiden; der Männerchor von Gelterkinden; der Männerchor von Rapperschweil; der Männerchor von Pfäffikon; der Männerchor von Enge; der Männerchor von Altorf und der Männerchor von Auserfl. Alle sangen brav; die einen feiner, die andern rauher; die einen herzlicher, die andern kälter; die einen feuriger, die andern ruhiger; die einen gekünstelter, die andern einfacher; die einen zarter, die andern roher; die einen ängstlicher, die andern herzhafter; die einen mithin schöner, die andern weniger schön. Das kämpfte auf der Sängerbühne, das war ein Winken, ein Deuten, ein Ermuntern, ein sich gegenseitiges Begeistern, ein Lauschen, ein sich Muth zusprechen! — Es galt einen Sieg zu erringen, in der Sängerschlacht das Feld zu behaupten. — Es war ein schönes Concert, in welchem Resultate zu Tage traten, wie sie nur bei wenigen Völkern der

Erde von Landleuten und Handwerkern im Gesange möglich sind; denn man muß wissen, daß in den Vereinen für den Volksgefang fast ausschließlich nur Leute sangen, die den Tag über unter harter Arbeit ihr Brod verdienen und dann nach vollbrachtem Tagewerk ihr geistiges Leben durch das Studium von schönen Liedern pflegen. So soll's sein! Frisch und kräftig bei'r Arbeit, heiter und gemüthlich beim Liede. Wenn der Bote auch nicht zum Kampfrichter gewählt war, so hatte er doch eine Ahnung davon, wer im Volksgefangskonzert den ersten Preis erhalten dürfte. Er dachte an den Chor von Rapperswil, mit dem schönen Liede von Zwissig:

Wenn der Frühling auf die Berge steigt
Und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt,
Wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
Und im Gras das erste Blümlein spriest;
Wenn vorbeist im Thal
Nun mit einem Mal
Alle Regenzeit und Winterqual:
Schallt es von den Höhn
Bis zum Thale weit:
O wie wunderschön
Ist die Frühlingszeit!

Später werden wir sehen, ob sich der Bote getäuscht. Ist es nicht der Fall, so gebührt ihm beim nächsten eidg. Sängerfest ein Platz im Kampfgericht. Nach Beendigung dieses Konzerts giengs zum Mittagessen. An demselben nahmen indessen einzelne Chöre, die Nachmittags im Kunstgesange aufzutreten hatten, um ihre Stimmen besonders zu schonen, nicht Theil. Das hat dem Bote nicht gefallen und es hat ihn gefreut, daß die Berner, wie andere ordentliche Leute, mit am Tische saßen und von einer Separation nichts wissen wollten. — Das Essen wurde reichlich servirt und war recht zubereitet. Der Wein schien manchen etwas sauer, auch wollte niemand recht wissen, was für welcher es sei. — Um 2 Uhr Nachmittags ordnete sich ein neuer Zug zum zweiten Konzert, nämlich demjenigen der Wettgesänge im Kunstgesang. Mit schwerem Herzen zog da mancher Musikdirektor und mancher Sänger auf die Bühne. Es galt, ein schwieriges Examen abzulegen. Die Namen derer, die in den Kampf

zogen, sind: der Männerchor von Chur; die Liedertafel von Bern; der Frohsinn von Bern; die Sängergesellschaft von Freiburg; die Liedertafel von Basel; der Sängerverein der Stadt Zürich; die Liedertafel von Solothurn; die Harmonie von Zürich; der Frohsinn von St. Gallen und die Harmonie von Luzern.

War der Kampf Vormittags heiß gewesen, so war er Nachmittags hitzig. Das war ein Leben in den Tönen, ein Zauber in den Harmonien, eine Kraft und ein Schmelz in der Ausföhrung, eine Begeisterung im Vortrage, eine Weihe, eine Erhebung, eine Reinheit, eine Präzision! Man mußte staunen über die Fertigkeit und die großen Fortschritte, die man seit einigen Jahren in all den Vereinen gemacht.

Wunderschön sangen die Liedertafeln von Bern und Basel und die Harmonie von Zürich. Im Wettgesang der Berner Liedertafel heißt es sehr schön:

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trogigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.
Drum still und wie es frieren mag,
O Herz gieb dich zufrieden,
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.
Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden;
Nur unverzagt auf Gott vertraut,
Es muß doch Frühling werden.

Als ob es gälte, die Engel vom Himmel zu locken, sangen unsere wackern Berner das schöne Lied. Bei den letzten Zeilen wollte den Sängern und Zuhörern die Brust vor Freude und Lust fast zerspringen. Das gieng ins Lebendige, das hinterließ einen unvergeßlichen Eindruck, weil bald tiefe Wehmuth, bald seliger Frieden, bald patriotische Begeisterung, bald fromme Nöhrung, bald religiöser Schauer die Zuhörer durchrieselte. So muß man singen, sagten sich alle Zuhörer und klatschten, trotz Verbot vom Festkomite, recht tüchtig in die Hände, um ihre Freude über den gelungenen Vortrag unverholen auszusprechen. Der Bote hätte als Kampfrichter den Bernern den ersten Preis zuerkannt. So ein Kampf-

richter, wie sie an eidg. Sängerkreisen funktionieren, hat aber Ohren von so außerordentlicher Feinheit, daß ihm auch die unbedeutendste Kleinigkeit nicht entgeht. Dies mag der Grund gewesen sein, daß dann auch nicht Bern, sondern Zürich den ersten Preis erhielt. Dieser Verein (die Harmonie) sang allerdings ein gar schönes Lied und sang es ausgezeichnet, ja vollendet; es war eine Rheinsage, die ein Komponist, Namens Eckar, in ausgezeichneter Weise in Noten gesetzt hatte. Das Konzert war glanzvoll. Einen höhern, derartigen Genuß wird man sich nicht leicht verschaffen können. Das behaupteten alle Zuhörer einstimmig und empfahlen dem Boten, es überall zu sagen, damit in Zukunft die Kirche voller werde, als sie es in Ulten war, wo gar mancher Platz leer blieb. Für ein solches Konzert sollte man eine kleine Ausgabe nicht scheuen, denn Geist und Herz wollen auch gelobt sein, nicht nur der Magen. Wer für etwas so Hohes und schönes nichts thun mag, ist ein Fleischfloss ohne Geist. Nach Beendigung des Konzertes zerstreuten sich die Sänger nach allen Seiten. Die meisten zogen der Aare entlang zu einem Glase Bier in die Bierbrauerei Trog. Auf dem Wege mußte eine alte baufällige Hütte Jedem in die Augen stechen, zumal folgender Inschrift zu entnehmen war, daß in derselben etwas vorgegangen sei, was nicht in jeder derartigen Hütte vorgeht. Da hieß es nämlich:

Ein Stück von Künstlererdenwallen,
Stellt, Fremdling, diese Hütte dar,
Er lebte nicht in Fürstenhallen,
Der dieser Stätte Zierde war.
Sein Geist war eine Demantgrube,
Viel edle Schätze hob er d'raus.
Sein Leib so arm, wie dieses Haus
Und seine dürst'ge Künstlerstube.

Wem galt diese Inschrift, wer war in diesem Hause geboren? Ihr kennt ihn alle, es ist einer der bedeutendsten Künstler und der gutmütigsten Menschen, die in der Schweiz gelebt. Es ist Martin Disteli, von dem ihr alle schon so manches treffliche, durch lebendige Darstellung ausgezeichnete Bild gesehen habt. Die großen Geister werden nicht nur in Palästen geboren, sie entstammen gar oft den niedrigsten Hütten.

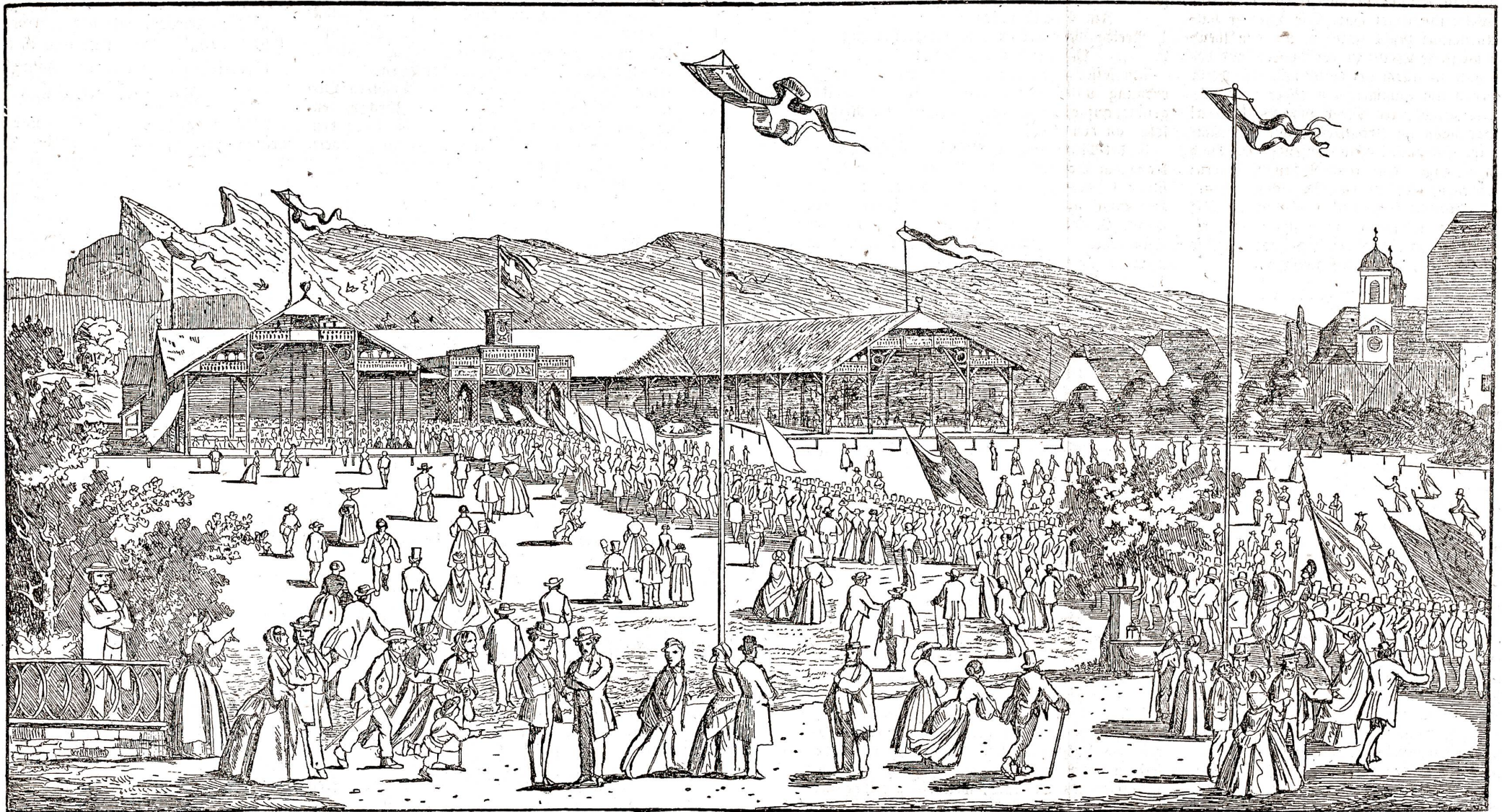
Abends riefen zwei Kanonenschüsse die Sänger zum gemeinschaftlichen Nachtessen. Während demselben zeigte der Festpräsident an, daß der Sängerverein Harmonie in Paris und eine Gesellschaft von Schweizern in Ancona durch den Telegraphen Grüße an die Sänger von Ulten senden. Er benutzte zugleich den ruhigen Moment, um ein Hoch auszubringen auf die Schweizer in der Fremde, welche das Vaterland in Herzen tragen. Das Hoch widerhallte in tausend Stimmen und gieng von Herzen und zu Herzen.

Kurz darauf hieß es: ruhig! Herr Ständesrath Arnold von Uri will einen Toast ausbringen und mit einer wahren Donnerstimme tönte es von der Rednerbühne herab: Sänger! Laßt mich ein Wort reden von den musikalischen und politischen Fugen. Vor Kurzem war ein großes Konzert an der Donau, auf dem Malakoff. Diesem folgte ein jahrelanger Kagenjammer. Dann boten sich zu einem harmonischen Duett über den Satz:

Gibst du mir die Wurst,
So lösch ich dir den Durst,

die beiden Kämpen die Hand. Jetzt entwickelt sich ein Konzert in Italien. Wer dachte daran, daß das Stück mit seinen Fugen in Paris komponirt worden? Das Stück mit Savoyen ist gespielt, die Schweizer sind dabei um einen vollen Takt zu spät gekommen! — Sie vermochten dem hizi gen Kapellmeister in Paris im schnellen Takte nicht zu folgen. — Infolge dessen wurden auch im Vaterlande Fugen gespielt, bei denen der Löwe (Zürich) den Tenor sang, der Bär aber einen furchtbaren Bass hineinbrummte. Wollen wir die Dissonanz weiter spielen lassen, oder sollen wir nicht vielmehr dahin wirken, daß sie schließe und zur Harmonie führe? Ein Vereat allen Unfugen, aber ein Hoch allen musikalisch-politischen Fugen, die am Ende zum Frieden führen! — Herr M. Schenker von Solothurn toastirte auf die Harmonie der Herzen und Geister, die in Zukunft nur einen Sinn, nur einen Entschluß aufkommen läßt, den Entschluß: Für das Vaterland einzustehen, wenn nöthig, mit Gut und Blut! Nach diesem entfernten sich die Sänger aus der Hütte, um in der Stadt die für sie veranstaltete allgemeine

Das eidgenössische Sängerfest in Olten.



Illumination zu sehen. Da war kein Haus, kein Stübchen, kein Fenster zu finden, das nicht auf sinnige Weise illuminiert war. Die Dtenen hatten sich unendliche Mühe gegeben, um den Abend auf jede mögliche Weise zu verschönern und der Himmel half zu allem getreulich mit. Ein Meer von Sternen am Himmel, ein Meer von Beschauern! Dten war schön im Brautkleide, mit den Diamanten im Schmucke! Ein tausendfaches Hoch der Sänger sagte den freundlichen Dtenern: wir anerkennen, daß ihr das Mögliche gethan, um uns glückliche Stunden zu bereiten. Bis tief in die Nacht dauerte die Illumination, die zuletzt selbst auf die Menschen sich ausdehnte, so daß sie leuchteten, wie selten zuvor.

Am Montag den 9. Juli war Hauptprobe in der Kirche und Nachmittags Konzert, in welchem alle Sänger gemeinschaftlich mitwirkten. In dieser Hauptaufführung wurden 14 Chöre gesungen, einer fast schöner als der andere. Man begann mit dem ernsten und frommen Liede: „Dir, dir Jehovah, will ich singen!“ Man sang ferner: „Ehre sei Gott in der Höhe“ und „der Herr ist mein Hirte.“ Neben diesen frommen Gesängen ertönten Vaterlandslieder, wie z. B.: „Vaterland, dir weih'n wir diese Klänge,“ ferner: „Dir möcht ich diese Lieder weihen, geliebtes, theures Vaterland!“

Neben einer ganzen Reihe anderer Gesänge wurden auch zwei Volkslieder „der Schweizer“ und „der Soldat“, vorgetragen, die einen außerordentlichen Effekt machten und vielen, vielen Zuhörern Thränen in die Augen lockten. Diese Lieder wurden herrlich gesungen. Wer sie gehört hat, wird sie im Leben nie vergessen. Das Konzert schloß mit einem mächtigen Chor, dem Festgesang an die Künstler, der seinen Effekt nicht verfehlte und einen würdigen Schlußstein zur herrlichen Aufführung bildete. Schöner hat wohl der eidgenössische Sängerverein nirgends gesungen, als in der herrlichen, äußerst geräumigen Kirche zu Dten.

Nach beendigtem Konzert ordnete sich der Zug und begab sich vor die Festhütte zur Anhörung des Entscheides vom Kampfgericht. Lautlose

Stille herrschte, als der Spruch gefällt werden sollte. Das Resultat war folgendes:

Im Volksgefang:

1. Preis: Männerchor von Napperschweil;
2. „ „ Männerchor von Basel.

Am Feste selbst wurde keine weitere Rangordnung unter den Vereinen für den Volksgefang aufgestellt. Später kam aber die Reihenfolge an den Tag; sie ist folgende:

3. der Männerchor in Münster; 4. der Liederkranz am Bachtel; 5. der Männerchor in Pfäfers; 6. der Männerchor in Auserfahl; 7. die Harmonie am Nollen; 8. der Männerchor in Enge; 9. der Männerchor in Altorf; 10. der Sängerbund in Zürich; 11. der Männerchor in Reiden; 12. die Concordia in Chaur-de-fonds; 13. der Männerchor in Gelterkinden.

Im Kunstgefang. Für ausgezeichnete Leistungen erhielten gekrönte Preise:

1. Die Harmonie in Zürich;
2. Die Liedertafel in Basel;
3. Die Liedertafel in Bern.

Einfache Preise für gute Leistungen erhielten:

4. Der Männerchor in Chur;
5. der Frohsinn in St. Gallen.

Weitere Vereine wurden am Feste nicht genannt. Jetzt ist bekannt, daß die weitere Reihenfolge folgende war:

6. Die Liedertafel in Solothurn;
7. die Harmonie in Luzern;
8. die Sängergesellschaft zu Freiburg;
9. der Frohsinn in Bern.

Der Stadtsängerverein von Zürich hatte auf jede Beurtheilung verzichtet, weil ihm sein Lied mißglückt war.

Daß nicht alle mit diesem Resultate zufrieden waren, läßt sich leicht denken. Mein Vetter, der von der Musik viel versteht, hat mir aber einmal mit wichtiger Miene auseinandergesetzt, daß bei solchen Anlässen jedesmal ein Verein der erste und ein anderer der letzte sein müsse. Bei reiferem Nachdenken fand ich diese Auseinandersetzung richtig und empfehle sie zur Prüfung den unzufriedenen Vereinen; weil ein gewisser Trost darin liegt. Daß die Kampfrichter parteiisch urtheilten, darf Niemand behaupten, es waren alles Ehrenmänner und in ihrem Fache ausge-

zeichnete Leute. — Ein außerordentlicher Sturm erhob sich, als die ersten Preise ausgerufen waren. Mützen, Hüte, Stöcke, Schirme, ja selbst Sänger flogen vor Freuden in die Höhe und der Jubelsturm wollte kein Ende nehmen. Zürich erhielt den prachtvollen Becher der Berner Liedertafel, nebst einer Fahne von den Töchtern Dten's; Basel den Gnomen Uto der Zürcher, den schlaunen Kobold; die Liedertafel von Bern den Becher der Gemeinde Dten re. Freudig endete auch dieser Akt und mit ihm diejenige Abtheilung des Festes, auf welche man mit großer Spannung geharrt hatte. — Nach diesen Dingen allen füllte sich die Festhütte ganz außerordentlich an. In der heitersten Stimmung verlebte man da noch einige Stunden. Lustige Sänger machten zur Unterhaltung einen zweiten Gnomen, den sie dem Stadtsängerverein in Zürich zu schenken gedachten. Es war ein kleiner Sänger, der auf einer Bahre hergetragen wurde, und, ähnlich dem rechten Gnomen Uto von Zürich, unter jedem Arm einen Becher tragend, ganz gebückt und mit gar ernster Miene die Figur eines Bergmännleins nachahmte. Der kleine Kobold erregte ein außerordentlich lebhaftes Aufsehen, zumal es in ungewöhnlicher Weise aus jedem Becher trank, den man ihm an den Mund brachte. Mit solchen und ähnlichen Schwänken unterhielt man sich die halbe Nacht hindurch, nicht nur in der Festhütte, sondern auch in der ganzen Stadt, die angefüllt blieb bis am frühen Morgen.

Dies der Verlauf des schönen, friedlichen Festes. Dten hat sich durch seine Gastfreundschaft, seine Aufopferungsfähigkeit, seine Leutseligkeit, sein heiteres, gemüthliches Wesen die Liebe aller Sänger erworben. — Die schönen Tage werden in steter Erinnerung bleiben und das Herrliche und Große, das die Sänger da zu Tage gefördert, wird dem schweizerischen Vaterland überall zur Ehre gereichen. Solche Feste können nur freie Völker feiern, und so oft ein derartiges Friedensfest begangen wird, sollen wir Gott vor allem danken, daß wir freie Schweizer sind; sollen aber auch immer aufs Neue wieder geloben, daß wir es bleiben wollen.

Chronik

oder kurze Uebersicht der Folgen des italienischen Krieges, von der Zürcherkonferenz bis zu Garibaldi's Landung in Calabrien. (Fortsetzung vom letzten Jahrgang.)

(Mit einer Abbildung.)

1859. August 14. u. 15. (Napoleonstag.) Triumph-Einzug der französischen Armee aus Italien in Paris, mit den eroberten 4 österreichischen Fahnen und 7 Kanonen. Desfilé vor dem Kaiser, und am 17. Banquet für die Armee. Allgemeine Amnestie. (Changarnier antwortet: Was soll ich in Frankreich thun? Es giebt dort nur Funktionäre, Faktionäre u. Aktionäre!)

16. In Florenz beschließt die Nationalversammlung die Absetzung des Hauses Lothringen einstimmig und am 20. die Anschließung an das Königreich Italien unter Viktor Emanuel.

19. Entlassung sämtlicher Schweizertruppen in Neapel. Am 21. beginnt die Einschiffung derselben zur Rückkehr in die Schweiz.

30. Kaiser Napoleon rät den Herzogthümern, sich mit ihren alten Fürsten zu verständigen — aber mit Gewalt werde er zu deren Gunsten nicht einschreiten.

September 8—13. In Parma, Modena, Bologna berathen und beschließen die Nationalversammlungen die Befreiung von ihren Fürsten und den Anschluß an Sardinien.

15. Der König von Sardinien giebt den Abgeordneten von Toscana wegen des Anschlusses Hofbescheid, ausweichend und doch Hoffnung gewährend; ebenso denjenigen von Parma und Modena.

10. In England Mißtrauen, Küstenbefestigungen.

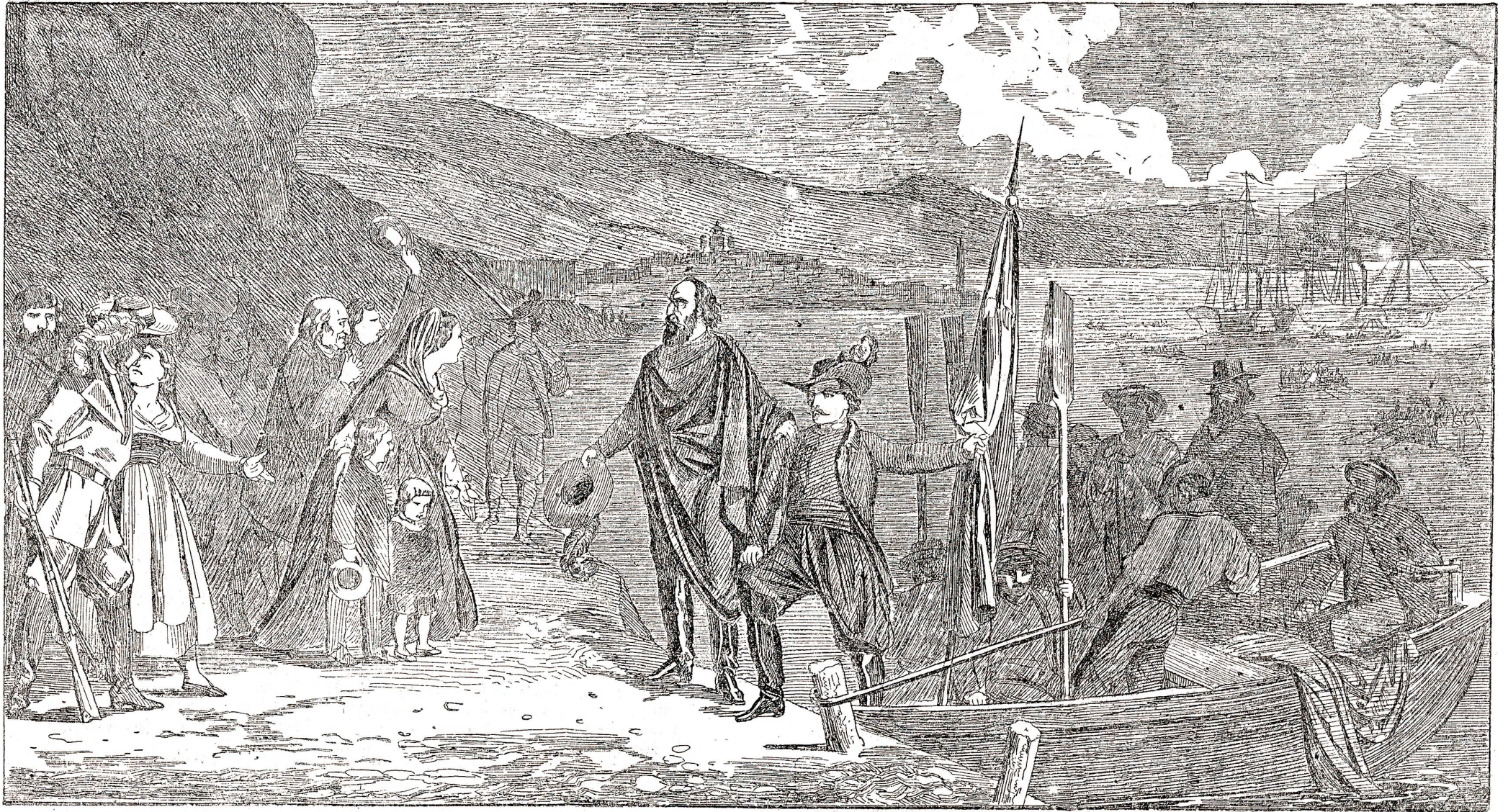
18. Die franz. Presse spricht sich gegen die Vereinigung der Herzogthümer mit Sardinien aus.

22. Sardinien erklärt in einem Kreis Schreiben an die Mächte das Gerücht über die Abtretung Savoyens als ungegründet.

23. Sardinien erläßt ein Memorandum an die Höfe, um die Annexion der Herzogthümer zu befürworten.

Oktober 5. In Parma wird Oberst Graf

Garibaldi's Einschiffung in Genua.



Anviti, Anhänger der herzogl. Familie, ermordet. — Tagesbefehl Garibaldi's aus Bologna, an die mittelitalienische Armee: „Die Stunde neuer Kämpfe nahe!“

26. Der Ötzeich. Bevollmächtigte in Zürich, Graf Colloredo Ballsee, stirbt. Graf Caroly ist sein Nachfolger.

31. Napoleon stellt in einem Brief an Viktor Emanuel das Programm für die Regulierung der italienischen Verhältnisse: 1) Italische Bundesgenossenschaft unter Vorsitz des Papstes, 2) Herstellung des Großherzogs von Toskana. 3) Austausch von Modena an den Herzog von Parma. 4) Mantua und Peschiera, Bundesfestungen. 5) Reform, Einheit der Fahne und Münze. — Proklamation Garibaldi's an die Neapolitaner; Aufruf zur Erhebung und Befreiung. — (Antwort König Viktor Emanuels an Kaiser Napoleon, daß er auf dessen Wünsche wegen Italien nicht eintreten könne, sondern durch seine Pflichten gegen letzteres und das Votum des Volkes sich gebunden fühle.)

November 10. Der Friede wird auf dem Rathhause von Zürich feierlich unterzeichnet. — Zirkular Walewskis: Einladung der acht Wienerkongreßmächte zu einem Kongreß, zu dem auch Rom, Neapel und Piemont zugezogen werden sollen.

15. Friedens-Festessen im Bundespalast zu Bern, zu Ehren der Gesandten der 3 Mächte.

21. Auswechslung der Ratifikationen des Zürcherfriedens. — Buoncompagni übernimmt die provisorische Regentschaft über Mittelitalien.

22. Garibaldi's Rücktritt aus sardinischem Dienst und Proklamation aus Nizza gegen die Politik Frankreichs.

27. In Palermo der neapolitanische Polizeidirektor Maniscalco ermordet.

30. Absendung der Einladungen zum Kongreß.

Dezember 13. Die Brochüre About's „der Papst und der Kongreß“ erscheint und macht ungeheures Aufsehen.

1860. Jenner 1. Der Kaiser Napoleon ruft den fremden Gesandten bei der Neujahrsvisite „in Erinnerung, daß er seit seinem Regierungsantritt stets den tiefsten Respekt für anerkannte Rechte bekannt habe. — Der Papst

sagt dem General Goyon in Rom, daß er Gott bitte, er möchte das Haupt der französischen Nation besser erleuchten. — Garibaldi legt die Präsidentschaft des italienischen Nationalvereins nieder, erläßt eine Proklamation und verlangt eine Million Gewehre für Italiens Befreiung.

4. Napoleon entläßt seinen ersten Minister Walewski und ernannt Thouvenel. — Kongreß wird unwahrscheinlich.

9. Eigenhändiger Brief des Papsts an den Kaiser Napoleon, verlangt Garantie seines Gebiets nach den Verträgen von 1815. — (Napoleon schlägt die Forderung ab.)

23. Der Kongreß abgesagt.

29. In Chambéry erklärt der Gouverneur, daß die sardinische Regierung nie die Absicht hatte, Savoyen abzutreten. Ruf des Volks: „Es lebe der König!“

30. In Neapel rathen der englische und der französische Gesandte dem König, eine Konstitution zu geben und Aenderung seiner Politik. Vergeblich.

Februar 9. Garibaldi erhält die Zusicherung, daß seine Vaterstadt Nizza so wenig wie Savoyen an Frankreich abgetreten werden solle.

14. Mazzini fordert in einer Proklamation die Sizilianer zum Aufstand auf.

März 10. In Savoyen und Nizza wird verkündet, daß die Bevölkerung zur Abstimmung werde berufen werden.

11. Die Bevölkerungen von Toskana, Parma, Modena, Romagna stimmen für den Anschluß an Sardinien.

15. Note mit Protestation des Bundesraths an Piemont und Frankreich gegen die Abtretung des neutralisirten Gebiets.

19. Circularnote der Schweiz an alle Mächte, Schutz der Vertragsrechte verlangend.

20. Antwortsnote Frankreichs erklärt die schweizerische Protestation für unbegründet.

21. Napoleon empfängt die große Savoyer-Deputation, sagt ihr, die Vereinigung sei entschieden und zwar ohne Zerstückung. „Die Freundschaft für die Schweiz hätte beinahe eine Konzession an Gebiet versprechen lassen.“

24. Zu Turin wird der Vertrag mit Sardinien und Frankreich über die Abtretung Savoyens und Nizza's unter Vorbehalt der Zustimmung der Kammern definitiv abgeschlossen und am 27. zu Paris ratifizirt. — Note des Bundesraths zu Widerlegung der unrichtigen Vorgeben Thouvenels, mit Protest gegen jede Besetzung und Veränderung des Status quo in Nordsavoyen.

26. Die Nordsavoyer bitten den Kaiser Napoleon und ihren König, sie an die Schweiz sich anschließen zu lassen, mit Berufung auf die 11,500 Unterschriften, welche diesen Wunsch aussprechen.

27. Eine neue Verbalnote Frankreichs will die Schweiz beruhigen und macht wieder Versprechungen.

28. Zweite Protestnote der Schweiz an Frankreich, durch den Gesandten, Dr. Kern, übergeben. — Oestreich protestirt gegen die Annexionen in Italien.

29. Die Bundesversammlung, außerordentlich zusammenberufen, nimmt die Votschaft des Bundesraths entgegen.

April 3. Die Bundesversammlung erteilt dem Bundesrath neue Vollmachten.

7. Der Kaiser Napoleon verspricht Nordsavoyen eine freie Handelszone.

8. Unruhen und Aufstände in Messina und Palermo werden unterdrückt. Insurgenten im Innern des Landes und rings um Palermo. In Neapel viele Verhaftungen.

11. Note und Protestation gegen die angeordnete Abstimmung in Nordsavoyen. Larmoricere als General der päpstlichen Truppen ernannt.

15. Abstimmung in Savoyen und Nizza. Große Mehrheit für den Anschluß an Frankreich. — Die neapolitanischen Truppen in Sizilien verfolgen die Insurgenten, erobern und zerstören Carini.

16. Triumpheinzug Viktor Emanuels in Florenz, von wo er über Bologna, Modena, Parma und Piacenza am 8. Mai nach Turin zurückkehrt.

Mai 5 u. 6. In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai schiffte sich Garibaldi mit 1- bis 2000 Alpenjägern und Freiwilligen

auf zwei Schiffen mit Pässen nach Malta zu einer noch geheimen Expedition ein, versehen mit Feldgeschütz, Munition, Lebensmitteln und Geld — gesammelt in Italien und England. Vier andere Schiffe mit Bewaffneten sollen auf anderen Punkten zu ihm stoßen. (Siehe die Abbildung.) — Die sardinische Regierung verbietet alle solche Expeditionen und giebt ihren Schiffen Befehl, sie zu verhindern.

7. Offener Brief Garibaldi's an den König, worin er sagt: „Er halte es für Pflicht, den Brüdern in Sizilien zu Hülfe zu eilen. Sein Feldgeschrei sei: „Italien und Viktor Emanuel!“

8 u. 9. Landung der Expedition Garibaldi's in Telamone und St. Stephana an der toskanischen und römischen Küste, um Kohlen einzunehmen. — Großer Schrecken der Regierung und Unruhe des Volkes in Neapel. Viele Truppen werden nach Sizilien eingeschifft, so auch die Fremdenregimenter.

11. Landung Garibaldi's unter englischer Flagge in Marsala; auf der Westküste Siziliens, mit Mannschaft, Munition und 4 Kanonen. Zwei neapolitanische Kriegsschiffe im Hafen warten, bis die Landung beinahe beendet, um Garibaldi's Schiffe in Grund zu bohren.

13 u. 14. Beiwacht Garibaldi's und seiner Truppe zu Gran-Fancardo und Salemi, wo er die sizilianischen Insurgenten an sich zieht, Sizilien frei und sich zum Diktator im Namen Viktor Emanuels erklärt und alle Waffenfähigen zum Kampfe aufruft. Seine konzentrirten Kräfte betragen etwa 4000 Mann.

15. Vor Calatafimi, in den dortigen Gebirgspässen, treffen sie den neapolitanischen General Landi mit 3600 Mann in guten Positionen, greifen diese an und werfen die Neapolitaner aus fünf Stellungen. Sie erobern eine Kanone, verlieren dagegen eine Fahne, 146 Tote und Verwundete.

16. Landi verläßt Calatafimi und erleidet auf dem Rückzuge bei Partenico und Borghetto Verluste durch die aufständische Bevölkerung. Seine Truppen kommen in traurigem Zustande in Palermo wieder an.

17. Garibaldi rückt nach Alcamo, erläßt Decrete, ernennt Minister, Civilbehörden und zieht die neugebildeten Squadri (Geschwader von Insurgenten) an sich. — Der Vicekönig von Sizilien, Fürst Castel-Cicala, zieht nach Neapel. — Indessen wird in Genua eine neue Expedition unter Medici ausgerüstet. — In Palermo kommt General Lanza als Alteredo des Königs an und übernimmt den Befehl.

18. Die Garibaldianer rücken nach Partenico in der Richtung von Palermo, am 19. und 20. nach Poppio, um die Königlichen von Monreale abzugreifen.

20. In Palermo große Aufregung. General Salzano zeigt an, daß nöthigenfalls die Stadt bombardirt werden müßte. Die fremden Consule protestiren dagegen.

21. Die Garibaldianer ziehen nach Parco und Monreale. Gefecht mit den Königlichen auf dem Monte Christo, wo ein Insurgentenführer, Rosolino Pilo, fällt. Ein anderer, La Masa, greift das Castell von Termini an, jedoch vergeblich, weil ein Lieutenant und eine Anzahl Soldaten der Besatzung, welche es ihm verrathen sollten, rechtzeitig ertappt und erschossen werden. Raporta, ebenfalls ein Führer der Sizilianer, kommt um.

24. Zwei Colonnen Königliche, circa 10,000 Mann stark, wovon ein Theil unter Oberst v. Mechel, von Palermo ausgerückt, greifen die in der starken Stellung von Parco (7 italienische Meilen von der Hauptstadt) stehenden Garibaldianer an, vertreiben sie in die Schluchten von Piana de Greci, gegen Corleone.

25. Während ein Theil der Insurgenten mit etwas Artillerie die königlichen Colonnen vor Corleone festhalten kann, marschirt Garibaldi mit seiner Haupttruppe seitwärts nach Mar-nico und Misilmeri, näher bei Palermo.

25. u. 26. Belwacht des Hauptquartiers Garibaldi's zu Misilmeri. Nachträglicher Marsch über einen Bergrücken gegen die Stadt.

27. Morgens 4 Uhr dringt Garibaldi mit seiner Alpenjägerschaar auf einer schwach bewachten Seite Palermo's unerwartet in die Stadt. Die Bewohner der Stadt erheben sich, greifen die Königlichen aus den Häusern an und errich-

ten Barricaden. — Vom Castell (Castelamare) und den Schiffen wird die Stadt bombardirt. Die Königlichen ziehen sich in den königlichen Palast und in das Castell zurück.

28., 29. u. 30. Fortsetzung des Bombardements und des Kampfes. Die in die Stadt zurückkehrenden Colonnen der Königlichen greifen unter Mechel die Insurgenten von einer andern Seite (Porta Termini) an, vertreiben sie aus ihren Stellungen, bis auf die Fiera vecchia (alte Markt), und glauben sich siegreich; da tritt der Befehl ein, innezuhalten, indem mittlerweile zwischen Lanza und Garibaldi ein Waffenstillstand auf vier Tage abgeschlossen wird. — Die Deputirtenkammer in Turin genehmigt den Abtretungsvertrag betreffend Sardinien und Nizza. Einige wenige Deputirte protestiren kräftig dagegen.

30. u. 31. Unterhandlungen über Verlängerung des Waffenstillstandes und eine Capitulation. In der Zwischenzeit Auslösung der Gefangenen, Versorgung der Verwundeten, Mittheilung von Lebensmitteln.

Juni 1. Die früher von Mechel verfolgte Colonne Desini langt nun ebenfalls vor Palermo an, den Königlichen im Rücken. — Angriff der Insurgenten auf Catanea (Ostküste der Insel), welche von der königlichen Besatzung nach achtstündigem Kampf wieder hinausgeworfen werden.

2—7. Unterhandlungen über den Abschluß einer Capitulation.

8. Definitive Abschließung und Genehmigung der Capitulation, wonach die Königlichen, ungefähr 20,000 Mann stark, mit Waffen und Bagage abziehen können.

9. Die Königlichen beginnen die Räumung des Castells und der noch innegehabten Gebäude, und schiffen sich während mehreren Tagen ein. Freilassung der politischen Gefangenen aus dem Castell. — Nur Messina, Augusta und Syracusa bleiben von den Neapolitanern besetzt. — Garibaldi organisirt unterdessen die Regierung von Sicilien, sowie seine Armee und verschafft sich bewaffnete Schiffe. — Ankunft von Cosenz mit 1500 Freiwilligen und 7 gezogenen Kanonen.

10. Der sardinische Senat genehmigt den Abtretungsvertrag betreffend Savoyen und Nizza.

11. Der König giebt seine definitive Bestätigung

mit Schmerz und Thränen, wie er sagt, über den Verlust seiner Stammländer.

14. Die Franzosen nehmen Besitz vom Land.

18. In Palermo langt Oberst Medici mit 3000 Mann Freiwilligen bei Garibaldi an. — Zwei andere Schiffe mit Freiwilligen unter sardinischer Flagge werden von neapolitanischen Kriegsschiffen gekapert und nach Neapel transportirt. Sardinien fordert die Schiffe zurück — und erhält sie.

24. Das Fort Castellamare geschleift.

25. Der König von Neapel, Franz II., gewährt nothgedrungen eine Verfassung, Amnestie, Ministerwechsel, Allianz mit Piemont, italienische Fahne.

26. Kalte Aufnahme von Seite des Volks und allgemeines Mißtrauen. — Attentat auf den französischen Gesandten Brenier.

28. In Neapel werden viele Polizeikommissariate von Insurgenten überfallen und 40 Polizeianten getödtet oder verwundet.

Juli 10. Die neapolit. Dampffregatte „Veloce“ geht zu Garibaldi über; durch sie werden fernere 2 königliche Schiffe genommen und die sizilische Marine vermehrt.

17. In Neapel blutiger Konflikt zwischen Bürgern, Nationalgarden und königl. Garden, welche letztere sich gegen die Konstitution aussprechen. 50 Verwundete. Die Garden werden aus der Stadt entfernt. Das Fort St. Elmo der Nationalgarde übergeben.

18. Medici, auf seinem Marsch gegen Messina durch die Besatzung von Milazzo unter Bosco aufgehalten und in 2 Gefechten geschlagen, verlangt Verstärkung. Garibaldi geht auf sizilischen und englischen Schiffen mit 8000 M. dahin ab.

20. Garibaldi und Medici greifen die Neapolitaner unter Bosco vor Milazzo an und treiben sie nach hartnäckigem Kampfe in die Stadt zurück. Verlust der Garibaldianer angeblich 780, der Neapolitaner 1223 Tödt.

21. Besetzung der Stadt Milazzo durch die Garibaldianer.

25. Uebergabe des Forts und Abzug Bosco's. — Garibaldi's Truppen rücken vor die Stadt Messina.

26. In Messina ziehen sich die Neapolitaner

theils auf die Schiffe, theils in die Citadelle unter Clary zurück.

27. Morgens hält Medici, den 28. Garibaldi seinen Einzug in die Stadt Messina.

29. Abschluß des Waffenstillstands mit Clary. Dieser behält noch die Citadelle, Garibaldi die Stadt Messina besetzt. Die übrigen königlichen Truppen werden auf Dampfschiffen nach Neapel zurückgebracht.

30. Die Generale D'Agottino, Detre, Scalletta werden in Neapel entlassen. Der erzürnte Nunziante gibt seine Entlassung und seine Orden an den König zurück. Ebenso Colonna.

August 8. In Neapel concentrirt man die Truppen, sendet Verstärkungen unter Bosco nach Calabrien.

8. auf 9. in der Nacht. Vom Faro di Messina, wo Garibaldi Battereien zu Beherrschung der Meerenge angelegt und seine Truppen gesammelt, setzen einige hundert Mann an das calabresische Ufer über und werfen sich ins Innere, beim Fort Scylla, das sie vergeblich zu nehmen suchen.

9.—11. Einschiffung der meisten übrigen Truppen Garibaldi's. Aber 7 neapolitanische Fregatten und 4 Avisodampfer kreuzen in der Nähe. Wiederausshiffung der Garibaldianer.

13. In Neapel Belagerungszustand proklammirt. Die Wahlcomite's aufgelöst; der widerspenstige Graf von Aquila, Onkel des Königs, erhält Pässe und Weisung, ins Ausland zu gehen. — Im Lager des Faro verschwindet Garibaldi, er besucht Cagliari und seine eigene Insel Maddalena.

14. Ein Dampfer der Sizilianer (Veloce) versucht, wiewohl vergeblich, zu Castellamare bei Neapel ein neapolitanisches Kriegsschiff „Monarca“ von 80 Kanonen wegzunehmen. Die sardinische Regierung verbietet alle fernern Rüfungen und Expeditionen von Freiwilligen auf ihrem Gebiet gegen andere Staaten. Die letzte Abtheilung der Freiwilligen in Genua wird zurückgehalten.

16. Garibaldi erscheint wieder in Sizilien.

17. Auf der Insel Sardinien, im Busen des orangers sammelte sich eine Expedition von Freiwilligen unter Rüfow und Pianini. Dieselbe

wird von piemontesischen Behörden und Kriegsschiffen weggewiesen. — Im Lager des Faro haben sich 17—20,000 Mann angesammelt.

18. In Neapel sind allmählig bei 1500 Piemontesen gelandet, um bei der erwarteten Revolution bei der Hand zu sein und Barrikaden zu bauen.

21. Garibaldi landet mit 8000 Mann in Calabrien, bei Reggio, das er nach einem fünfständigen hartnäckigen Kampfe nimmt. — Die Königl. stehen 40 ital. Meilen nördlich, zu Monteleone.

Gewandte Antwort.

Ein feines Herrchen begegnete einem alten Schulkameraden, den er lange nicht mehr gesehen und dem ein minderes Loos in der Welt beschert war als jenem. Mit vornehmer Herablassung gieng das Herrchen auf seinen Kameraden zu, nannte ihn noch Du, wie ehemals, und bot ihm die Hand; als ihm sie dieser aber treuherzig drückte und schüttelte, rief er aus: „Mein Himmel! was hast du dir denn für Braten anwachsen lassen, ich glaube gar, du bist ein Drescher geworden.“ — „So ist's“ — erwiderte der Begrüßte schnell — „ich habe den Flegel noch in der Hand.“

Der beste Zug.

Zwei Trinker wetteten mit einander, welcher den besten Zug thun könnte. Der eine ließ nun die größten Humpen kommen, die in der Wirthschaft zu haben waren. Der andere zog seinen Stiefel aus und stellte ihn daneben auf den Tisch. Da sagte der erste: Es dürfe einer aber nicht absetzen und nichts verschütten, auch wollen sie ehrlich Spiel machen, das Geld sogleich beide auf den Tisch legen und Zeugen nehmen. Ders war sich der Andere zufrieden und legte auch sein Geld auf den Tisch. Die Wette gieng um 4 Thaler

von jeder Seite. Als alles fertig war, trank der Erste einen halbmäßigen Meezel auf einen Zug rein aus und war nun begierig, ob der andere seinen Stiefel nun auch so tapfer leeren werde. Dieser aber zog ganz gemächlich das Tischtuch mit sammt den acht Thalern zu sich hin, so daß die Thaler in seine untergehaltene Hand fielen — und er hatte die Wette — trocken — gewonnen.

Hasenbraten.

Hans: Hasenbraten schmeckt gut.

Peter: Woher weist du das?

Hans: Ich sage aber: Hasenbraten schmeckt gut.

Peter: Hast du schon welchen gegessen?

Hans: Ne! Aber meines Vettern sein Bruder hat mit Einem geredet, der hat welchen essen sehen!

Die ungleichen Stiefel.

Ein Offizier schnauzte seinen Burschen an, weil er ihm zwei Stiefel von ungleichen Paaren vor das Bett gestellt hatte. „Donnerwetter! was hast du denn für Augen im Kopf! — Der eine ist ja eine Kanone, der andere eine Bottine.“ Da antwortete der Bursche ganz verlegen: „Es ist mir erschrecklich leid darum, Herr Major, aber das andere Paar ist grad so ungleich, wie dieses, und die übrigen sind beim Schuster.“

Der fortlaufende Lohn.

„Ich will fort, Meister“ — sagte Benz zu seinem Müllermeister. „Warum denn?“ — fragte dieser. „Weil ihr mir nun seit zwei vollen Jahren keinen Lohn ausbezahlt habt.“ „Aber bedenke doch, daß er dir ja immer fortläuft,“ erwiderte der Meister begütigend. „Eben darum, weil er stets weiter fortläuft,

daß ich ihn zuletzt gar nie mehr einholen kann, will ich jetzt fort, wenn ihr mich nicht vollständig auszahlt."

Die Schildwache.

Eine Schildwache bei einer Kanone verließ ihren Posten und wurde in der Pinte ertappt. Vor dem Offizier der Runde, der sie über dieses Vergehen inquirierte, sagte der Soldat ganz treuherzig: „Herr Hauptmann, ich habe die Kanone vorn und hinten gelupft und probiert — die trägt ein einziger, auch zwei und drei nicht fort, und kämen mehr, so nützte ich allein doch nicht viel, darum gieng ich in die nächste Pinte.“

Kürze

Ein Freund schrieb dem andern nichts als ein Fragezeichen. Das wollte sagen: was gibts Neues und was machst du? — Da erhielt er zur Antwort nichts als eine Null.

In Edinburg hieng ein Krämer zwei T vor seinen Laden, das eine war schwarz, das andere grün angestrichen; das sollte sagen, daß hier schwarzer und grüner Thee zu kaufen sei.

Was am längsten währt

Jemand wurde gefragt, was auf Erden wohl am längsten daure? Darauf antwortete er: „Treu und Glauben, aber wißt ihr auch warum? — weil sie am wenigsten gebraucht werden.“

Gerade oder krumm.

Ein schiefgewachsener Handwerksbursche wurde an einem Stadthore angehalten und gefragt, woher er komme? „Gerade von

Schaffhausen. — „Was“ — fragte der Polizeidiener — „Ist er denn erst hier krumm geworden.“

Sonn- und Schattseite.

Ei Du mußt wohl recht glücklich sein:
Hast neues Geld und alten Wein.

Um diese beiden zu bekommen,
Hab ich ein altes Weib genommen.

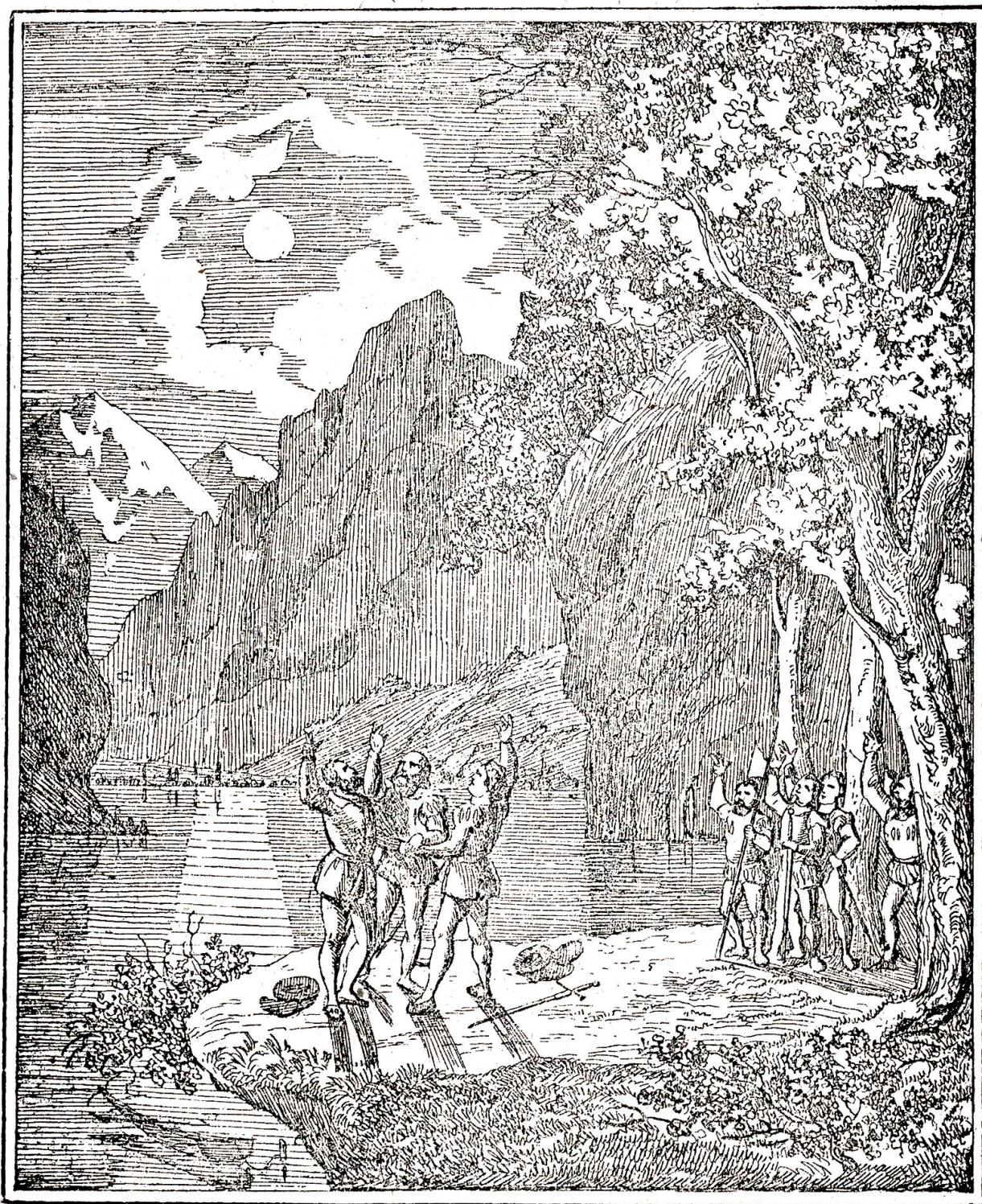
Der Neujahrstag von 1308.

(Mit einer Abbildung.)

Der Bote ist mit seiner Reihe von Erzählungen aus der ältern vaterländischen Geschichte bis zum Anfange des 14ten Jahrhunderts vorgerückt und betrachtet es als einen günstigen Zufall, daß er gerade jetzt des großen Ereignisses der Stiftung des Schweizerbundes Erwähnung thun kann, nachdem im Verlaufe der letzten 10 Monate, am 10. November 1859, die Urkunde über den Ankauf des Rütli unterzeichnet worden ist, durch welche diese Wiege der schweizerischen Freiheit auf ewige Zeiten als Eigenthum der schweizerischen Nation erklärt wird.

Raum hatte Herzog Albrecht von Oestreich, Kaiser Rudolfs von Habsburg Sohn, im Jahr 1298, nach dem Tode Adolfs von Nassau sich auf den deutschen Kaiserthron geschwungen, als er die Besitzungen seines Stammhauses auch in der Schweiz auszu dehnen suchte. Auch die Landleute der drei Waldstätte wollte er aus freien Reichsangehörigen zu Unterthanen des Hauses Oestreich machen. Als aber diese sich dazu wenig geneigt zeigten, so sandte er ihnen als Reichsvögte zwei harte Männer, den Gefler von Brunck für Schwyz und Uri, und einen von Landenberg für Unterwalden. Dieser er-

Der Neujahrstag von 1308.



nannte zu seinem Statthalter und Schloßvogt von Roßberg den Wolfenschieß, einen einheimischen, aber dem Kaiser ganz ergebenen Jüngling. Nur allzu bekannt sind die harten und grausamen Thaten dieser Vögte. „Bauern können den Pflug selbst ziehen, sie brauchen keine Ochsen zu besitzen“, sagte Landenberg zu Heinrich von Melchthal und ließ ihm sie nehmen; und als nun Melchthals Sohn, Arnold, gegen den Knecht, der den Befehl seines Herrn vollziehen wollte, sich zur Wehr setzte und dann aus Furcht vor der Rache floh, ließ der grausame Vogt dem alten Vater die Augen ausstechen. Bekannt ist, wie Gessler den Werner Stauffacher, der in Steinen vor seinem schönen neuen Hause stand, mit den Worten höhnte: „ist's erlaubt, daß Bauern so schön wohnen“, — bekannt, wie auf der Insel Schwanau im Pomerzersee der Burgvogt einem tugendhaften Mädchen des Landes schmählische Gewalt anthat, wie im Dorfe Alzellen Wolfenschieß von Roßberg, der sich gleichen Frevel gegen Baumgarten's schönes und keusches Weib erlauben wollte, von dem herbeikommenden Ehemann mit einer Art todts geschlagen wurde. Alle diese Frevelthaten hatten endlich die muthigsten Männer bewogen, in einen Bund zu treten und der Tyrannei ein Ende zu machen.

Zuerst in Uri, in Walter Fürsts Hause, wo die flüchtigen Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher sich trafen, sodann im Rütli, ein einsamen Wiese, gegenüber Brunnen am Vierwaldstättersee, hielten sie geheime Zusammenkünfte. In der Nacht, Mittwochs vor Martini, nachdem ein Jeder zehn treue Freunde mit sich auf die abgelegene Wiese gebracht hatte, schwuren alle dreißig feierlich zu Gott: „Ge-

meinsamlich sich gegen alle unrechtmäßige Gewalt zu vertheidigen; das drückende Joch der unbefugten Vögte abzuwerfen; dem Land seine alten Rechte und Freiheiten wieder zu verschaffen; rechtmäßige Pflichten aber stehen zu lassen und zu erfüllen. Zu Erringung ihrer Freiheit wollen sie aber, wenn nur immer möglich, kein Blut vergießen, auch den zu Vertreibenden ihre Habe und Gut lassen. Hierauf wollen sie leben und sterben!“ — Der Neujahrstag von 1308 ward bestimmt, um den nun eidlisch gefassten Entschluß auszuführen.

In der Zwischenzeit trug sich zu Altorf das bekannte Ereigniß von Wilhelm Tell's Meisterschuß zu, seine Gefangennahme und seine Befreiung im Sturme, sowie sein zweiter Schuß, durch welchen Gessler in der hohlen Gasse bei Rüfenach den Tod fand. Der That Tell's ungeachtet hielten die Verbündeten sich noch still; sie wollten die festgesetzte Zeit erwarten.

Allein in der Nacht vor dem Neujahrstage 1308 gieng ein Jüngling aus der Zahl der Verschwornen, von zwanzig Getreuen begleitet, unten an die Mauer des Schlosses Roßberg, wo ein Nachfolger des Wolfenschieß in Uebermuth und Raubsucht sein Wesen trieb. Eine junge Magd des Schlosses liebte den Jüngling und zog ihn an einem Seile die Schloßmauer hinauf in ihr Kämmerlein. Allein der Jüngling zog sofort an dem Seil einen seiner Freunde nach und dieser alle die andern. Nun überfielen sie den sichern Schloßvogt und sein ganzes Hausgesinde und nahmen alle bis auf weiteres in Verwahrung. — In der

gleichen Nacht nahmen fünfzig andere Verbündete mit List die Beste Sarnen ein, wo Landenberg hauste. Zwanzig derselben begaben sich um die Stunde des Metteläutens — Lämmer, Ziegen, Hühner tragend, — gegen das Schloß, als wollten sie Neujareshgeschenke bringen. Als im Schlosse alles stille war, rief einer durch ein Zeichen die dreißig andern, welche draußen versteckt waren, herein. Die fünfzig nahmen nun vereint das Schloß ohne Widerstand in Besitz. Landenberg aber flüchtete mit seinen Leuten nach Alpnach. Alle Gefangenen ließ man mit ihrer Habe abziehen. Der Abrede gemäß wurde kein Blut vergossen. Aber auch in Schwyz und Uri zog man aus und zerstörte die Schlösser und Burgen; bei Rüschnach wurde Geylers Beste, in Altorf sein Thurm, im Stäg das neue Zwing-Uri, im Lowerzersee das Schloß auf der Insel Schwanau verbrannt. Jubel ertönte durch alle Thäler. Die Schweiz war frei auf den Neujahrstag 1308.

Der Bote will seinen Lesern noch die Romanze mittheilen, welche Leonhard Meister von Zürich im Jahr 1779 sang:

Das Mädchen von Roshberg.

Von Roshbergs Thürmen sah die Dirn
Ins niedre Thal hinab,
Erblickte dort mit offener Stirn
Den flinken Hirtenknab;
Nach ihm voll Sehnsucht, er nach ihr,
Ihr Aug begegnet sich,
Und jedes sprach: O nah dich mir!
Ich lieb', ich liebe dich!
Allein gleich einem Drachen lau'rt
Der Zwingherr in dem Nest:

Ha, wie die Haut dem Freier schau'rt,
Wie vor dem Hauch der Pest,
So oft er vor dem Raubschloß steht,
Das seine Dirn verschließt!
Doch hilft's ihm was, wie er auch fleht,
Und Thränenström, vergießt?
Frisch wagt er lieber seine Haut,
Und sucht Sieg — oder Tod;
Wer sich und seinem Liebchen traut,
Kühn höhnt er aller Noth.
In einer hellen Mondesnacht
Harret er ans Schlosses Thor,
Bis niemand mehr als Liebe wacht.
Zur Dirn ruft er empor;
Und einen Strick herab läßt sie;
Ihn haschet seine Hand;
(Erfindung fehlt der Liebe nie.)
Am starken Liebesband
Zieht ihn herauf ihr starker Arm,
Wie innig herzt er sie!
Von Freiheitsinn und Liebe warm
Vergift er gleichwohl nie,
Daß Liebe schändet, ist sie nicht
Mit Heldenmuth vermählt;
Und durch den Kuß wird er zur Pflicht
Vom Liebchen selbst beseelt.
Ans Fenster gieng er nun zurück,
Und zog die Brüder her;
Sie kamen bald am gleichen Strick
Ins Schloß hinauf wie er.
Und jeder küßt des Bruders Braut,
Des Volkes Retterin:
Und sämmtlich schleichen sie vertraut
Zum stolzen Schloßvogt hin:
Ihn schlossen sie in Ketten an
Und mit ihm sein Gesind.
Was ein bewaffnet Heer nicht kann,
Das kann ein schönes Kind!